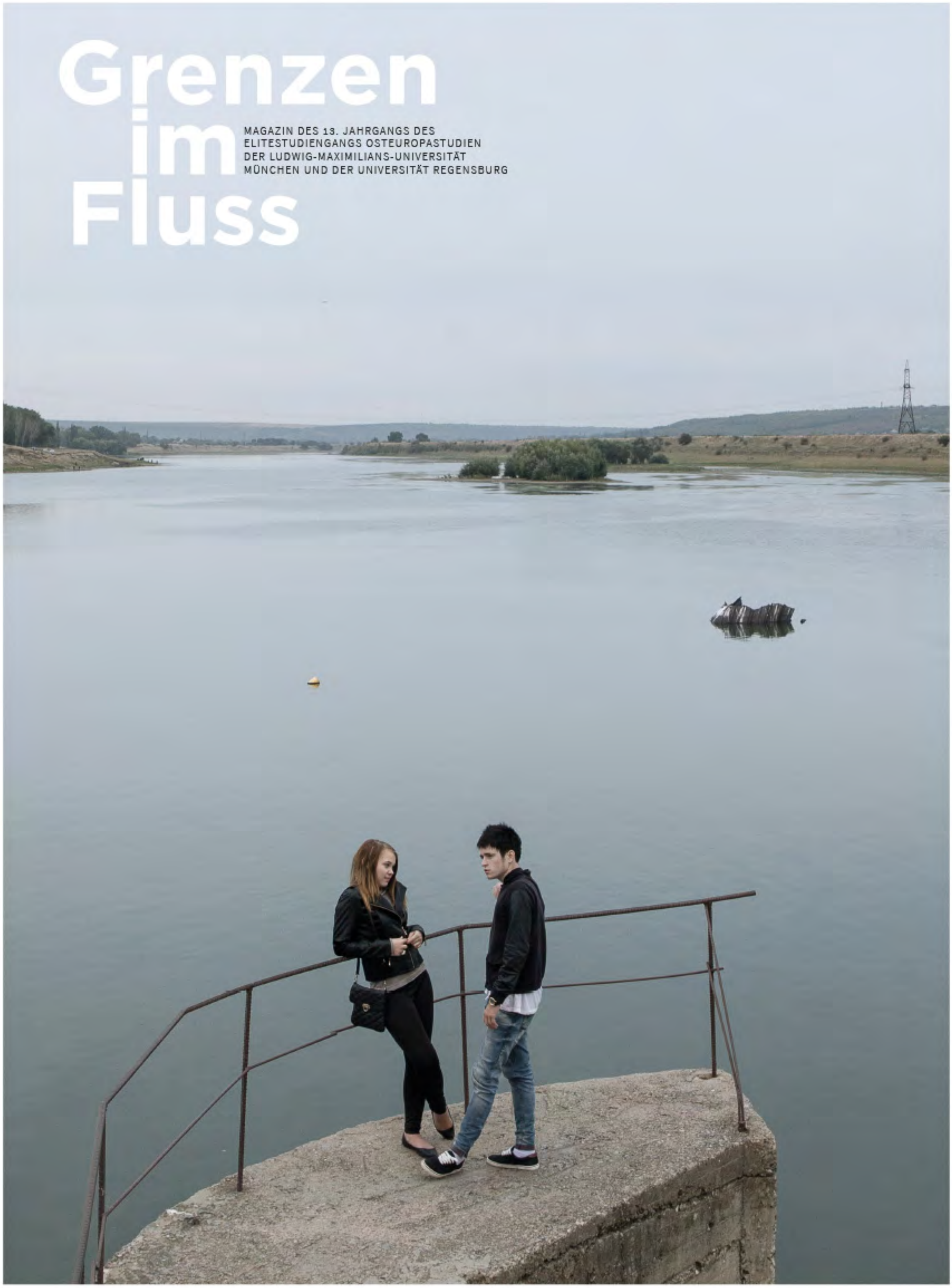
Grenzen im Fluss

MAGAZIN DES 13. JAHRGANGS DES
ELITESTUDIENGANGS OSTEUROPASTUDIEN
DER LUDWIG-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT
MÜNCHEN UND DER UNIVERSITÄT REGENSBURG



Editorial

Nun liegt es also vor Ihnen, unser Magazin „Grenzen im Fluss“. Sein Entstehen bedeutete für alle Beteiligten ein Abenteuer – eines der Wissenschaft, des journalistischen Schreibens und nicht zuletzt ein Abenteuer kollektiver Arbeitsorganisation. Am Anfang stand die Idee zweier Historiker, sich mit Studierenden ein Jahr lang mit fließenden Grenzen in Südosteuropa zu beschäftigen: Mit verschiedenen Formen von Grenzen, mit ihrem Entstehen und Vergehen. Uns interessierte das Spannungsfeld zwischen Flüssen und Grenzen, weil beide für Menschen so wichtige praktische und symbolische Bedeutung tragen, weil sie trennen und verbinden und sich stetig verändern.

Zuerst galt es, sich der (gar nicht so) „trockenen“ Theorie zu widmen. Methodische Texte aus unterschiedlichen Disziplinen und historische Quellen führten uns zu den grundlegenden Fragen: Was bedeutet es, eine Grenze zu ziehen? Wer legt sie fest, zu welchem Zweck, und wer muss sie anerkennen, damit sie Wirkung zeigt, trennt? Wie langlebig können Grenzen in den Köpfen sein, nachdem sie offiziell aufgehoben wurden? Wie funktionieren fließende Gewässer in diesem Zusammenhang, als ökonomische „Lebensadern“, als politische und literarische Metaphern, als Kulturgrenzen? Und gibt es so etwas wie „natürliche Grenzen“?

Um Antworten auf diese Fragen zu finden, begaben wir uns auf eine Reise nach Südosteuropa. An Save, Drina und Donau wollten wir erfahren, wie Menschen längs und quer zu Grenzflüssen leben, wie sie diese wahrnehmen und was sie im Alltag daraus machen. Was wir dort erlebten und lernten und noch einiges mehr haben wir in dieses Magazin gegossen.

Heiner Grunert & Florian Kührer-Wielach

Aus der Redaktion

Unser Magazin nimmt Sie mit auf eine Reise vom Isonzo bis an den Dnister. Wir erzählen Geschichten von jahrhundertealten „Lebensadern“, von alten „Grenzströmen“. Die Beiträge über die Isonzoschlachten im Ersten Weltkrieg, über die Ghetto-Erfahrung des rumänischen Schriftstellers Norman Manea in Transnistrien und zum kroatischen Konzentrationslager Jasenovac berichten vom Grauen, das sich an den Flüssen der Region zugetragen hat. Wie die Grenzziehungen nach dem Zerfall Jugoslawiens bis heute Alltag und Politik beeinflussen, zeichnen wir in den Beiträgen zur Bucht von Piran und zur Grenzstadt Vukovar nach. Vielerorts fällt es schwer, vom traditionellen Bild des Flusses als „natürlicher“ Grenze loszulassen. Das zeigen die Beiträge über die Drina anschaulich.

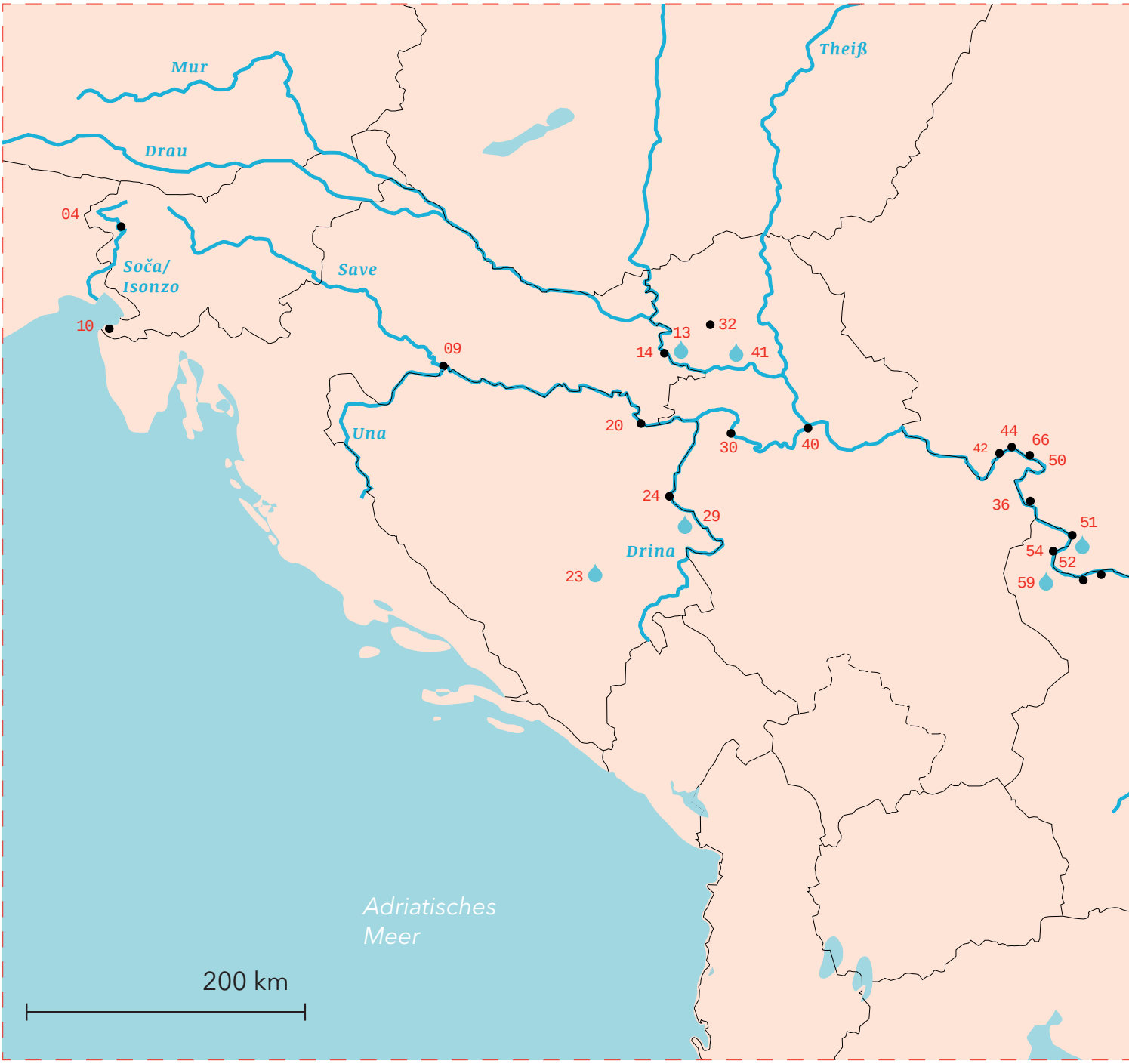
Mehrere Texte widmen sich der Donau: Wo sie einst Imperien trennte, werden heute wieder Brücken gebaut. Bilaterale und europäische Projekte fördern die Kooperation zwischen Donauländern und führen Menschen aus Städten dies- und jenseits des Stroms – wie in Ruse und Giurgiu – zusammen. Dass der Bedarf an solchen Projekten noch lange nicht gedeckt ist, zeigen wir einerseits mit den Interviews zweier „Flussflüchtlinge“ aus der ehemaligen DDR sowie aus dem heutigen Bürgerkriegsland Syrien und andererseits anhand eines Erlebnisberichtes der „besonderen Art“: Einer Kollegin wurde während unserer Exkursion mehrmals die Einreise verweigert. Momentaufnahmen des Alltags am Wasser spiegeln sich in mehreren Kurzporträts wider, die in der Reihe „Mein Fluss“ durch das Magazin begleiten.

Oft mussten wir feststellen, dass die eigentlichen Grenzen abseits der Ströme verlaufen: Wir fanden sie in der lokalen und nationalen Sprach- und Erinnerungspolitik, zwischen Bauzaun und Flüchtlingslager in Belgrad oder in den Töpfen donauschwäbischer und siebenbürgisch-sächsischer Familien. Wir lernten, was es bedeutet, über hunderte Kilometer an ein und demselben Strom entlangzufahren, ohne diesen überqueren zu können. Wir begegneten Menschen, die einen Fluss lieber trockenlegen würden, als seinen Grenzcharakter zu akzeptieren und solchen, die melancholisch vom grenzenlosen Weltstaat träumten. Nicht selten mussten wir erklären, warum wir uns als Studierende aus Deutschland für diesen oder jenen Wasserlauf interessieren und stellten fest, dass so mancher angebliche „fließende Mythos“ für die Einheimischen längst kein Thema mehr war.

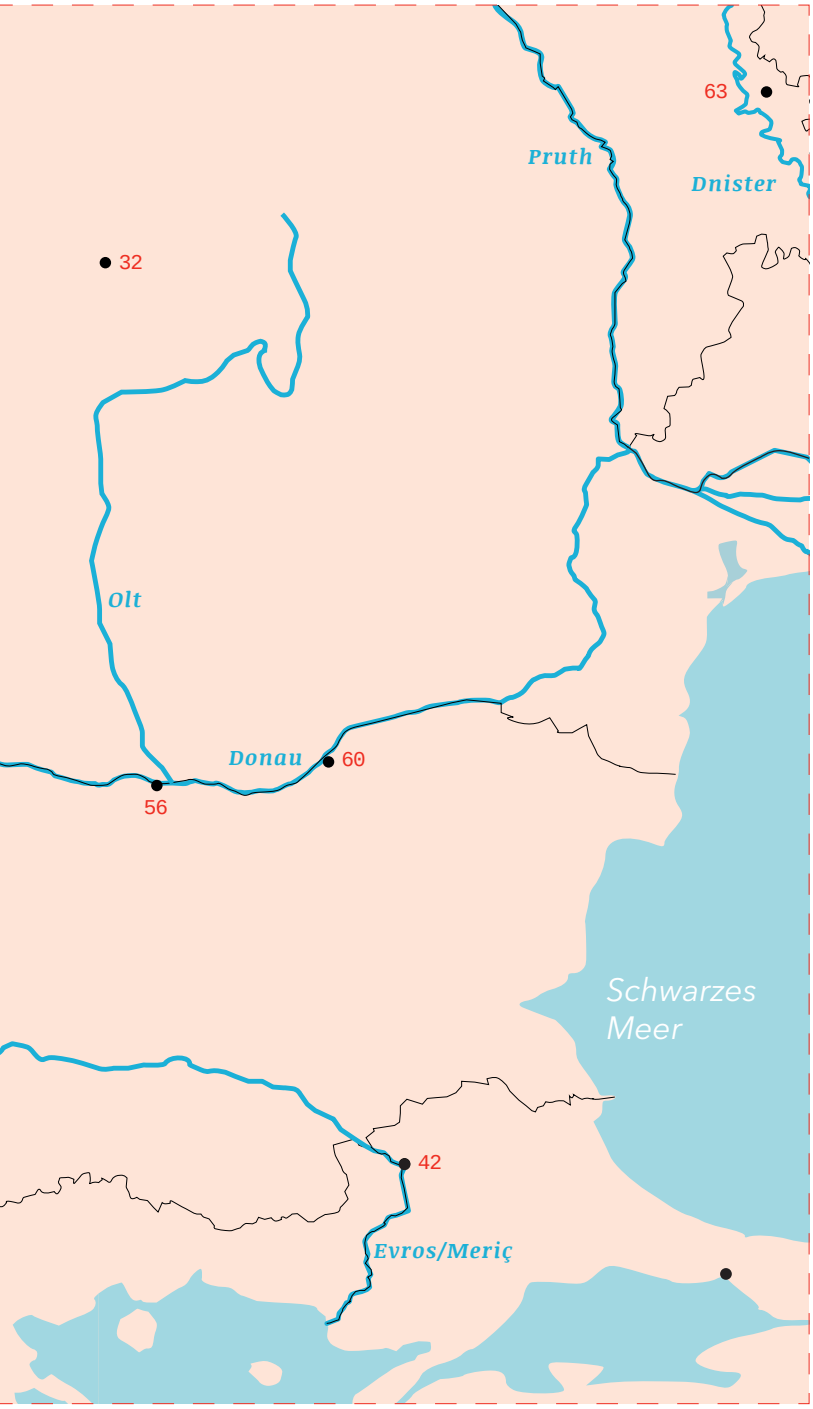
Diesen und vielen weiteren Aspekten zu „Grenzen in Fluss“ widmen wir uns in diesem Magazin. Eine anregende Lektüre wünschen Ihnen

Die Studierenden des 13. Jahrgangs
des Elitestudiengangs Osteuropastudien

Inhalts-
verzeichnis



Anwohner nasser Grenzen in Südosteuropa erzählen ihre persönlichen Flussgeschichten. Welche Wirkung üben Flüsse auf das Alltagsleben der Menschen aus und was verbinden sie mit ihnen?
Eine Serie von Agnes Stelzer.



04 > Hüter der Erinnerung
09 > Die „Steinerne Blume“ von Jasenovac
10 > Fischen in fremden Gewässern?
13 > Mein Fluss (Vukovar)
14 > Zwischen Alltag und Mythos
20 > Ein Zehntel Hafen
23 > Mein Fluss (Sarajevo)
24 > „Dem einen fließt sie links, dem andern rechts“
29 > Mein Fluss (Zvornik)
30 > Gemeinsamkeit wider Willen
32 > Grenzen im Topf
36 > Fotostrecke „Gegensätze auf engstem Raum“
40 > Waterfront
41 > Mein Fluss (Novi Sad)
42 > Flucht durch den Fluss
44 > Das Nadelöhr der Donau
50 > Port Cetate - ein Hafen der Kunst
51 > Mein Fluss (Cetate)
52 > Mit dem Rücken zum Strom
54 > Balkanroute
56 > Donau, Raum, Strategie
59 > Mein Fluss (Vidin)
60 > Ausbildung zum Brückenbauer
63 > Leitthema Leidthema
66 > Grenzerfahrungen
68 > Impressum und Redaktion

Hüter der Erinnerung

Wo vor hundert Jahren Schlachten tobten, führt heute der „Weg des Friedens“ durch Slowenien. Entlang türkisblauer Flüsse und durch dichte Wälder folgt der Wanderer den Spuren der Isonzo-Front im Ersten Weltkrieg.

Foto: Sofia Dreisbach

Der Kamm des Kolovrat, wo heute die Grenze zwischen Slowenien und Italien verläuft, ist zu einem Freilichtmuseum mit herrlichem Ausblick geworden.

von
SOFIA DREISBACH

Vom Kolovrat fällt der Blick auf die grünen Hügel des Soča-Tals und die zerklüfteten Felsspitzen der Alpen. Nur eine halbe Drehung nach rechts aber zerreißen tiefe Furchen den Bergrücken. Wie Maulwurfsgänge ziehen sich Schützengräben durch die Landschaft, restauriert zum Gedenken an die größten Gebirgsschlachten der Menschheitsgeschichte, die hier vor hundert Jahren tobten. Wo Wanderer heute verschnaufen und den Ausblick genießen, starben Hunderttausende, stapelten Soldaten ihre toten Kameraden vor sich auf zum Schutz gegen feindliche Kugeln.

Der „Weg des Friedens“ in Slowenien soll die Erinnerung daran lebendig halten: ein mehr als 300 Kilometer langer Wanderweg entlang der Isonzo-Front. Dort bekriegte sich zwischen 1915 und 1917 die Generation der Urgroßväter – Italien gegen Österreich-Ungarn und das verbündete Deutsche Reich – in einem der brutalsten Stellungskriege des Ersten Weltkriegs.

Auf dem Kolovrat verlief damals eine Verteidigungslinie der Italiener. Der Bergrücken war die Grenze zwischen Österreich-Ungarn und Italien, mit Beginn des Krieges wurde er zu einem wichtigen Rückzugspunkt der Italiener. Im Oktober 1917 zerschlug die österreichisch-ungarische Armee mithilfe von Truppen des Deutschen Reiches die italienischen Linien und stürmte vorwärts bis zum Ufer des Piave.

Der Friedensweg folgt den Schlachten des Ersten Weltkriegs entlang der Soča, die auf den letzten 50 Kilometern Richtung Adria hinter der italienischen Grenze das Geschlecht und den Namen wechselt und zum Isonzo wird, nach dem die Front benannt ist. Weg des Friedens, Pot Miru, Sentiero della Pace, deutsch, slowenisch, italienisch: ein Fußmarsch entlang einer Grenze, für die man heutzutage nicht mal mehr einen Ausweis braucht, in einem Europa, das wieder über Grenzen diskutiert. Er beginnt im Norden Sloweniens in den Julischen Alpen und endet tief im Süden im italienischen Triest.

Rok Cuder hütet eine Station des Friedenswegs. Die grünen Hänge, an denen einst der Krieg wütete. Die kahlen Bergspitzen, die einmal Schlachtfelder waren. Und in deren Mitte eine Kirche aus dunklem Holz, im Jugendstil erbaut, 1916, im dritten Jahr des Ersten Weltkriegs: die Heiliggeist-Kirche Javorca. Österreichisch-ungarische Truppen haben sie in sieben Monaten errichtet, die Namen von 2.565 gefallenen Soldaten auf Eichentafeln eingebrannt. Ein Ort der Ruhe und des Gedenkens schon damals, zwischen den Nachschubeinheiten im Tal und der Front auf den Bergkämmen. Aber die Javorca-Kirche ist kein nationales Kriegsdenkmal, sie ist ein europäisches Denkmal. Die Namen der gefallenen Soldaten der österreichisch-ungarischen Armee zeugen von vielen Nationalitäten und Religionen: Slowenen, Kroaten, Rumänen, Ungarn, Deutschösterreicher – Multikulti, wie es heute heißt.

Der Weg zur Kirche führt aus Tolmin über eine gewundene Waldstraße. Auf der linken Seite sprudeln kleine Wasserfälle aus dem Fels, auf der rechten Seite fällt die Kante steil ab ins Tal. Immer wieder blitzen die Bergspitzen der Tausender durch die Bäume. Manche Besucher pilgern zur Heiliggeist-Kirche, andere entdecken das Gebäude erst. Cuder empfängt sie auf dem Kirchenplateau. Der 44 Jahre alte Slowene mit schulterlangen weißen Haaren, grauem Bart, wetterfesten Schuhen und ausgewaschener Fleecejacke hat die Ruhe des Tolminka-Tals in sich aufgesogen. Seine Arbeit? „Ich rede mit den Menschen“, sagt er. Die Geschichte liegt mehr als hundert Jahre zurück, sie muss unter all der landschaftlichen Schönheit und dem Tourismus der heutigen Zeit wie ein Schatz gehoben und bewahrt werden.

Foto: Sofia Dreisbach

Rok Cuder hütet eine Station des Friedenswegs: die Javorca-Kirche, die noch während des Krieges von österreichisch-ungarischen Soldaten zu Ehren ihrer Gefallenen erbaut wurde.

Foto: Sofia Dreisbach

Nataša Škrjanec hat im deutschen Beinhaus in Tolmin mit gelben Klebezetteln markiert, welche Steinchen in den Mosaikwänden lose sind.

Nataša Škrjanec klopft in diesem Frühling gerade jedes einzelne von Abertausenden Mosaiksteinchen ab. Sie ist Restauratorin und von der slowenischen Küste in die Kleinstadt Tolmin gezogen, um das Beinhaus für eine Hundertjahrfeier herzurichten. Wenn ein Steinchen wackelt, markiert sie es mit Kreppband. Jede größere restaurierte Stelle dokumentiert sie Stein für Stein auf Klarsichtfolien, der Mörtel hat dieselbe Farbe wie vor achtzig Jahren. Etwa zwei Monate dauert die Arbeit von Škrjanec, für die sie täglich mit einer Fleecejacke gegen die Kälte, Mundschutz, Pinzette und Wattebausch, zwei Baustellenstrahlern und viel Fingerspitzengefühl in die Gedenkstätte kommt.

Das ist die Aufgabe von Katja Sivec. Die 34-jährige Slowenin kennt jeden Winkel des Pot Miru. Sie hat Deutsch studiert und arbeitet seit sieben Jahren bei der gleichnamigen Stiftung, ist Fremdenführerin und Organisatorin in einer Person. Sivec hat das historische Projekt wachsen sehen. Im Jahr 2000 wurde die Stiftung gegründet, in 17 Jahren sind aus fünf Abschnitten fünfzehn, aus knapp 100 Kilometern Wanderweg 300 Kilometer geworden. Dass Geschichte zu Tourismus wird, stört Sivec nicht. Genau das sei die Idee: „Niemand will nur Geschichte, die Menschen wollen Natur, Sport, Kulinarisches und Geschichte.“ Seit drei Jahren kommen immer mehr Besucher von weit her, sie bleiben länger und laufen weitere Strecken.

Die Soča ist kein Grenzfluss, nie gewesen, doch sie schlängelt sich wie ein Weggenosse parallel zur italienischen Grenze durch ganz Slowenien. An ihren Ufern gibt es unzählige Gedenkorte für die Schlachten des Ersten Weltkriegs, wie etwa das deutsche Beinhaus in Tolmin, in dem die sterblichen Überreste deutscher Soldaten ruhen. Ende der 30er-Jahre wurde es am Flussufer gebaut, um mehr als tausend deutscher Kriegstoter zu gedenken, die in der zwölften Isonzo-Schlacht gefallen waren. Kleine Fenster lassen nur spärliches Licht in das dreieckige Gebäude aus grob behauenem Stein, das von einer Münchner Firma errichtet wurde. Die Namen der Gefallenen sind zur Hälfte auf Eichenholz graviert, zur Hälfte mit goldfarbenen Mosaiken in die Wand eingelassen.

Behutsam untersucht Nataša Škrjanec die Abertausenden Mosaiksteinchen auf ihren Zustand.

Foto: Sofia Dreisbach

Ein Fußmarsch entlang einer Grenze, für die man heutzutage nicht mal mehr einen Ausweis braucht, in einem Europa, das wieder über Grenzen diskutiert.

Auch wenn immer mehr Touristen den Weg des Friedens begehen, haben Sivec und ihre Kollegen im Umgang mit ihnen etwas Familiäres behalten. Jemand muss nach einer Wanderung ein paar Kilometer talabwärts gebracht werden? Das lässt sich organisieren. Regelmäßig gibt es Ausflüge, Hop-on/Hop-off-Busse, die die Besucher entlang einer Strecke absetzen und wieder einsammeln, und kostenlose Touren entlang des Friedenswegs. Finanziert wird die Stiftung vom slowenischen Staat, der Europäischen Union und dem Besucherzentrum in Kobarid.

Die Geschichte liegt mehr als hundert Jahre zurück, sie muss unter all der landschaftlichen Schönheit und dem Tourismus der heutigen Zeit wie ein Schatz gehoben und bewahrt werden.

Foto: Sofia Dreisbach

Die türkisblaue Soča, ein beliebtes Postkartenmotiv in Slowenien, wird an der italienischen Grenze zum männlichen Isonzo.

Die Stationen des Friedenswegs bergen nicht nur Geschichte, sondern auch Geschichten. Rok Cuder an der Javorca-Kirche weiß beides zu erzählen – an diesem Ort, der nicht einer bestimmten, sondern allen Religionen gewidmet ist. Von den blutigen Schlachten vor hundert Jahren und den Spinnennetzen, die heute hoch in den Ecken hängen. Beides gehört zu seiner Arbeit in Javorca. Er widmet sie dem Frieden, auf den seinerzeit die Erbauer der Kirche so sehr hofften, als sie das lateinische Wort „Pax“ über die Sonnenuhr an das Kirchenportal schrieben.

Foto: Sofia Dreisbach

Der Blick vom italienischen Beinhaus in Kobarid über das Soča-Tal.

Die „Steinerne Blume“ von Jasenovac

von
FLORIAN KÜHRER-WIELACH

Foto: Agnes Stelzer

An kalten, verregneten Tagen wirkt die „Steinerne Blume“ wie ein letzter Hoffnungsanker der Versöhnung.

Vom serbischen Künstler Bogdan Bogdanović entworfen und 1966 als ein Symbol des gemeinsamen Gedenkens und der Versöhnung zwischen den einst verfeindeten Völkern Jugoslawiens aus Stahlbeton errichtet, soll die „Steinerne Blume“ den symbolischen Mittelpunkt der Gedenkstätte Jasenovac markieren. Denn wo heute grüne Wiesen dominieren, befand sich zwischen 1941 und 1945 das „Sammellager Nr. III“ (kroatisch *Sabirni logor br. III*), das größte Konzentrations- und Vernichtungslager des sogenannten Unabhängigen Staates Kroatien (kroatisch *Nezavisna Država Hrvatska*). Dieser war jedoch keineswegs „unabhängig“, sondern befand sich in einem Vasallenverhältnis zu Hitler und Mussolini.

Auf beiden Seiten der Save wurden auf einem Gebiet von über 200 Quadratkilometern – der Komplex umfasste zahlreiche Nebenlager – Serben, Juden, Roma sowie kroatische und bosnische Regimegegner von den Schergen der faschistischen Ustascha ermordet. Ein perfekter Ort für Ausbeutung und Vernichtung, meint der renommierte kroatische Historiker Ivo Goldstein: Hier, rund 100 Kilometer südöstlich der Hauptstadt Zagreb, befanden sich bereits Produktionsstätten, die von den Zwangsarbeitern günstig betrieben werden konnten. Zudem dienten der Fluss, mehrere Seen und Sümpfe als natürliche Fluchthindernisse; eine Bahnlinie verband Jasenovac auf direktem Wege mit der Hauptstadt. In der Region lebten viele Serben und Juden – Deportation und Mord lagen also auch im geographischen Sinne „nahe“.

Zu Zeiten jenes Verbrecherstaates, der die heutigen Gebiete Kroatiens, Bosnien-Herzegowinas sowie Teile Serbiens umfasste, floss die Save mitten durch das Staatsterritorium – die jahrhundertelange Grenze zwischen Bosnien und Kroatien hatte nach dem Willen der Faschisten zu existieren aufgehört. Heute trennt der Fluss Kroatien von der Republika Srpska, jener von bosnischen Serben dominierten Entität des bosnisch-herzegowinischen Föderalstaates. Die Logik ethnonational dominierter Gedächtnispolitik stand einem gemeinsamen Gedenken an die Gräuel des Zweiten Weltkrieges bislang entgegen, sodass sich heute auf beiden Seiten der Save Gedenkstätten befinden: „Jasenovac“ am kroatischen Ufer, „Donja Gradina“ am bosnischen. Die Frage nach der Zahl der Opfer ist bis heute Gegenstand einer Debatte, die vor allem von den jeweiligen nationalistischen Propagandainteressen geleitet wird: In der Gedenkstätte Jasenovac wird von rund 80.000 Opfern berichtet, die bosnisch-serbische Seite nennt eine nahezu zehnmal größere Zahl.

Ob dieser Konflikt, der weit über eine sachliche Debatte in Historikerkreisen hinausgeht, jemals ein Ende findet? Goldstein bezweifelt dies: „Solange die Republika Srpska auf eine Opferzahl von 700.000 besteht und dabei indirekt die Idee vermittelt, alle Kroaten seien Anhänger der Ustaša, wird für Verständnis und Zusammenarbeit kein Platz sein.“ Am linken Ufer, in der Gedenkstätte Jasenovac, habe man sich dem revisionistischen Druck, der seitens der Politik offensichtlich verstärkt ausgeübt wird, bislang nicht gebeugt, fügt er hinzu. Die aktuellen Chancen, dass die „Steinerne Blume“ wieder für ein gemeinsames Gedenken zu beiden Ufern der Save stehen könnte, stehen offenbar schlecht. Aber Stahlbeton ist geduldig.

Fischen in fremden Gewässern?

In der Bucht von Piran herrscht seit 1992 Streit über den Verlauf der Seegrenze zwischen Slowenien und Kroatien. Was auf den ersten Blick unerheblich scheint, hat sich zu einem ernsthaften Konflikt hochgeschaukelt, der zu einer Abkühlung der Beziehungen zwischen den beiden Nachbarstaaten geführt hat.

von LENA SEGLITZ-BAIERL

Die Bucht von Piran könnte nicht friedlicher aussehen, doch seit Jahren herrscht hier ein Grenzstreit zwischen Slowenien und Kroatien.

Foto: Lena Seglitz-Baierl

Foto: Lena Seglitz-Baierl

Der Hafen von Izola – ein weiteres Postkartenmotiv von der knapp 50 Kilometer langen slowenischen Riviera.

Die Postkartenidylle der Piraner Bucht birgt bei näherer Betrachtung mehr Konfliktpotenzial als zu erwarten wäre.

Ein bekanntes Postkartenmotiv in Slowenien ist ein kleines Städtchen namens Piran. Piran liegt an der Küste, erhöht auf einem Hügel, eingebettet von Felsen am Meer. Wenn die Sonne scheint und der Geruch von Pinienbäumen in der Luft liegt, weist nichts auf abgehörte Gespräche, verhaftete Fischer und abgezogene Botschafter hin. Das tiefe Blau und die Weite des Meeres wirken zwar frei und endlos, doch verschwimmen im Küstenmeer vor Piran Grenzen, die mit bloßem Auge nicht zu erkennen sind. Diese unsichtbaren Wassergrenzen bereiten den Nachbarländern Slowenien und Kroatien solche Probleme, dass zwischenzeitlich sogar der EU-Beitritt Kroatiens von Slowenien blockiert wurde. Wie kann eine touristische Urlaubsidylle für solche Verwerfungen zwischen zwei Staaten verantwortlich sein?

Hintergrund ist der Streit um die Bucht von Piran. Seit fast 25 Jahren findet hier eine Auseinandersetzung zwischen Kroaten und Slowenen um den slowenischen Zugang zur Hohen See statt. Zu jugoslawischen Zeiten wurde nie eine genaue Grenze in der Bucht von Piran festgelegt, was sich nun als problematisch erweist. Die Slowenen beanspruchen einen Korridor durch kroatische Gewässer, um freien Zugang zur Hohen See zu haben. Die Kroaten entgegnen, dass die Slowenen aufgrund des Rechts der friedlichen Durchfahrt ohnehin ungehinderten Zutritt zur Hohen See hätten und es keinen Grund für eine Grenzänderung gäbe.

Aus rechtlicher Sicht befindet sich ein Schiff im Hoheitsgebiet eines Staates, sobald es in dessen Küstengewässer einfährt. Prinzipiell wäre jedes Mal eine Durchfahrtserlaubnis dieses Staates nötig. Allerdings ist das mit erheblichem Aufwand verbunden, sodass im Seerechtsübereinkommen der Vereinten Nationen das Recht der friedlichen Durchfahrt geschaffen wurde. Es besagt, dass Schiffe das Recht haben, das Küstenmeer eines fremden Staates friedlich zu durchfahren. Dabei unterliegt es nur wenigen Beschränkungen, beispielsweise jenen, dass U-Boote an der Oberfläche fahren müssen. Geostrategisch ist ein Zugang zur Hohen See aber von großer Bedeutung.

Slowenien argumentiert historisch unter anderem damit, dass die Bucht im ehemaligen Jugoslawien größtenteils unter slowenischer Verwaltung stand. Darüber hinaus rechtfertigt Slowenien die Forderung nach einem eigenen Zugang zur Hohen See mit seiner geografischen Benachteiligung durch den sehr begrenzten Küstenanteil. Kroatien müsste auf ein Stück des ihm zustehenden Küstenmeeres verzichten, um Slowenien entgegenzukommen, dadurch würde allerdings die Küstenmeergrenze zu Italien verloren gehen. Ein Lösungsvorschlag der 2001 amtierenden Ministerpräsidenten Kroatiens und Sloweniens war die Schaffung eines Korridors durch das kroatische Küstenmeer. Als Ausgleich hätte Slowenien Gebiete an Kroatien abgetreten. Dieser Ansatz wurde aber von der kroatischen Öffentlichkeit abgelehnt und vom Parlament nie ratifiziert.

Die erfolglosen Versuche zur Beendigung des Streits mündeten 2009 in einem Schiedsgerichtsverfahren, das auf Druck der EU zustande kam. Das Verfahren wurde als Bedingung für die Aufnahme Kroatiens in die EU gestellt. Im Seerechtsübereinkommen der Vereinten Nationen gibt es verschiedene Möglichkeiten zur Beilegung von Streitigkeiten zwischen Staaten. Ein Versuch der friedlichen Einigung zwischen den Konfliktstaaten, zum Beispiel in Form von Verhandlungen, Abkommen oder

Ähnlichem muss bereits gescheitert sein. Jede beteiligte Partei kann dann eine gerichtliche Entscheidung fordern, um einen Streit beilegen zu lassen. Dabei stehen verschiedene Organe zur Verfügung: der Internationale Gerichtshof, der Internationale Seegerichtshof, ein allgemeines Schiedsgericht oder ein speziell für den Fall aufgestelltes Schiedsgericht. Allerdings fungiert der Internationale Seegerichtshof nicht als höchste Instanz, sondern auf einer Ebene mit den eben genannten. Kroatien und Slowenien einigten sich auf ein speziell für den Fall aufgestelltes Schiedsgericht in Den Haag. Es sollte über Sloweniens Zugang zur Hohen See, über die Nutzung der maritimen Gewässer und über den Verlauf der See- und Landesgrenzen entscheiden.

Konsequenzen hatte der Streit bisher hauptsächlich für die Fischer der Region. Wegen der von beiden Seiten beanspruchten Gebiete kam es zu Auseinandersetzungen auf dem Meer. Verhaftungen von Fischern nahm sowohl die kroatische als auch die slowenische Wasserpolizei vor, was dem Konflikt zusätzliche Brisanz in Politik und Medien bescherte. Sebastian Šik, Pressesprecher von Sloweniens einzigem Seehafen Koper, meinte, dass es aufgrund des Streits keinerlei Probleme für den Hafen gäbe. Er verwies auf die Fischer der Region, die von Zeit zu Zeit Schwierigkeiten wegen der nicht definierten Grenzen hätten. Bei Anfragen wollten sich die kontaktierten Fischer nicht äußern, vermutlich um die im Alltag gute Nachbarschaft nicht zu gefährden.

Nachdem 2015 bekannt wurde, dass der slowenische Vertreter am Schiedsgericht geheime Informationen an eine Mitarbeiterin des slowenischen Außenministeriums weitergegeben hatte, kam es zum Eklat. Das Gespräch zwischen den beiden wurde abgehört und in kroatischen und serbischen Medien verbreitet. Der slowenische Vertreter legte daraufhin sein Amt nieder und die Mitarbeiterin wurde entlassen. Allerdings zu spät: der kroatische Vertreter am Schiedsgericht legte sein Mandat zurück. Es bestünde kein Vertrauen mehr in die Unabhängigkeit der slowenischen Vertreter. Seitdem Slowenien 2008 die EU-Beitrittsverhandlungen Kroatiens blockiert hatte, waren die Beziehungen der beiden Staaten erheblich abgekühlt. Die heftige Reaktion Kroatiens wurde auch als mögliche Retourkutsche für die Blockade gesehen. Zwei neue Schiedsrichter wurden ernannt, doch Kroatien beendete einseitig den Vertrag über das Schiedsverfahren. Das Schiedsgericht musste nun zusätzlich über den Verlauf des Verfahrens entscheiden und kam zu dem Schluss, dass durch die neue Zusammensetzung keine Gefahr für die Vertrauenswürdigkeit des Gerichts bestehe und Kroatien keinen Grund habe, das Verfahren einseitig zu beenden. Zumal zwischenzeitlich eines der Vertragsziele, die Aufnahme in die EU, erreicht wurde. Slowenien erklärte sich bereit, den Auflagen des Gerichts zu folgen und die Kosten der Verfahrensverlängerung zu übernehmen. Es bekräftigte, dass der Schiedsspruch für beide Seiten weiterhin verpflichtend sei. Anfang 2017 versuchte der slowenische Außenminister Druck auf Kroatien auszuüben. In einem Fernsehinterview wies er auf mögliche Probleme hin, die Touristinnen und Touristen mit dem Ziel Kroatien bei der Durchfahrt durch Slowenien erwarten könnten, falls der Schiedsspruch von kroatischer Seite nicht umgesetzt werde. Das vor acht Jahren eingesetzte Schiedsgericht räumte Slowenien Ende Juni nun einen Korridor durch kroatische Gewässer ein, Slowenien verliert hingegen Gebiete an Land. Kroatien will das Urteil allerdings nicht anerkennen. Prof. Marko Pavliha, Leiter der Juristischen Abteilung der Fakultät für Meereswissenschaften und Transport der Universität Ljubljana, erwartet diplomatische Konsequenzen, falls Kroatien das Urteil nicht anerkennt. Auch für die internationale Reputation des Landes wäre es fatal, wenn das Land die Entscheidung nicht akzeptiere.

Die Idylle der Bucht von Piran bleibt trügerisch. Auch scheinbar verschwimmende Grenzen im Meer, sind politisch ausgehandelte, juristische Trennlinien, die von mehreren Seiten anerkannt werden müssen, um eindeutig zu sein. Es ist zu hoffen, dass keine weitere Eskalation erfolgt, sondern das Urteil umgesetzt wird.

Foto: Lena Seglitz-Baierl

Seit Jahren herrscht Uneinigkeit über die unsichtbaren Grenzverläufe im Küstenwasser der Piraner Buch.

Seitdem Slowenien 2008 die EU-Beitrittsverhandlungen Kroatiens blockiert hatte, waren die Beziehungen der beiden Staaten erheblich abgekühlt.

Donau

Foto: Jan Bever

Vjeran (*1962 in Vukovar/Kroatien), Vorsitzender eines kroatischen Veteranenverbandes, Stadtverordneter und Touristenführer, lebt wie alle seine Vorfahren sein ganzes Leben lang in Vukovar.

„Ich verbringe sehr viel Zeit an und auf der Donau. Ich habe mein Schiffchen hier, und wenn ich darauf fahre, denke ich an nichts. Wenn ich mich dann abends im Boot zum Schlafen lege, denke ich mir: Ja, heute habe ich mir wirklich über absolut nichts den Kopf zerbrochen. So sehr bewirkt die Donau bei mir Erholung.“

von
LAURA CHRISTOPH
und
AMADEUS NEUMANN

Zwischen Alltag und Mythos

Das kroatische Vukovar ist ein Ort des Gedenkens an den Krieg. Er ist zentraler Bestandteil des Nationalmythos und beheimatet zugleich eine beträchtliche serbische Minderheit. Eine Reise in die Stadt an der Donau.

Am 27. März 2017 fahren wir nach Vukovar. Die kroatische Stadt befindet sich in Ostslawonien an der Grenze zu Serbien. Markiert wird diese vom mächtigen Strom der Donau, die seit Jahrtausenden als Transportweg dient. Dort, wo sich ihr der Nebenfluss Vuka anschließt, um weiter in Richtung Schwarzes Meer zu mäandern, liegt unser Ziel. Das einstige Handelszentrum mit seiner barocken Innenstadt war bis 1918 Teil des Habsburger Reiches und durch eine große ethnische Vielfalt geprägt.

Heute wird die Stadt meist mit einem anderen, viel kürzeren Abschnitt ihrer Geschichte assoziiert. Vukovar wurde 1991 Schauplatz eines Angriffs serbischer Separatisten und der Jugoslawischen Volksarmee, die die Stadt an der Donau und

Foto: Jan Bever

Der Name Vukovar leitet sich vom Fluss Vuka sowie vom ungarischen Wort für Burg, vár, *ab.*

Foto: Amadeus Neumann

Das Krankenhaus in Vukovar beherbergt heute eine Gedenkstätte. Sie ist Ziel von Schulklassen aus ganz Kroatien.

deren Umland im Rahmen des Kroatienkrieges der Republik Serbische Krajina einverleiben wollten. Das Bombardement begann im August, vom 4. Oktober bis zum 20. November herrschte Belagerungszustand. Zum traurigen Höhepunkt wurde die Entführung von 200 Menschen aus dem städtischen Krankenhaus und ihre Ermordung durch serbische Paramilitärs am Tag der Kapitulation.

Nach der friedlichen Wiedereingliederung in die Republik Kroatien auf der Grundlage des Abkommens von Erdut begannen ab 1996 der langsame Wiederaufbau und die Rückkehr der Vertriebenen. Heute gehört die Region um Vukovar zu den strukturschwächsten des Landes. Der Widerstand ihrer Verteidiger im Krieg wurde jedoch zum Mythos. Angesichts dieser symbolträchtigen Funktion im kroatischen Nationalnarrativ fließen staatliche Gelder vor allem in den Ausbau einer das Stadtbild dominierenden Gedenkstättenkultur. Seit Ende der 90er Jahre ist der 18. November der offizielle „Gedenktag der Opfer von Vukovar 1991“. Dieser wird jährlich mit Märschen und Reden von Veteranen, hochrangigen Politikern und Vertretern der Kirche in der Stadt begangen. Landesweit wird an die Belagerung erinnert.

Die Region um Vukovar gehört heute zu den strukturschwächsten des Landes.

2013 erlangte Vukovar abermals internationale und unrühmliche Bekanntheit. Mit dem Beitritt Kroatiens zur Europäischen Union setzte sich die Implementierung von EU-Richtlinien zum Schutz nationaler Minderheiten fort. Zu diesen gehört unter anderem die Maßgabe, dass Minderheiten ab einem Drittel der Bevölkerung die Gleichberechtigung ihrer Sprache und Schrift im öffentlichen Raum zusteht. Im ganzen Land gingen Zehntausende auf die Straße, um eine Aufhebung der Bestim-

Foto: Pudelek (Marcin Szala), Wikimedia Commons, lizenziert unter CC BY-SA 3.0

In seinem jetzigen Zustand konserviert, soll der alte Wasserturm mit Spendengeldern zu einem Museum ausgebaut werden.

mung für Vukovar zu fordern. Angesichts ihrer schmerzvollen Geschichte sei die alltägliche Konfrontation mit der kyrillischen Schrift für die überwiegend lateinisch schreibenden Bewohner unzumutbar.

In der Stadt existieren anscheinend Parallelstrukturen, die viele Bereiche des öffentlichen Lebens umfassen. Kroaten und Serben kaufen in unterschiedlichen Geschäften ein und besuchen andere Friseure. Sie meiden auch die Restaurants und Kneipen der jeweils anderen. Schon ihre Kinder lernen nach eigenen Lehrplänen in der jeweiligen Schrift und Sprache.

Die Spaltung zwischen den Sprach- und Kulturräumen verläuft hier weniger entlang der internationalen Donaugrenze, sondern 400 Meter weiter westlich von ihr, durch die Stadt Vukovar. Feine Provokationen erneuern stetig unsichtbare Linien, die die Stadtbevölkerung trennen, was auch internationale Zeitungen zu Schlagzeilen veranlasst wie „Der Krieg lebt in den Köpfen weiter“, „Vukovars (unsichtbare) Ruinen des Kriegs“ oder „Stadt der geschleiften Seelen“.

Feine Provokationen erneuern stetig unsichtbare Linien, die die Stadtbevölkerung trennen.

Wir sind hergekommen, um uns ein eigenes Bild zu machen. Empfangen werden wir vom Kriegsveteran und Mitglied des Stadtparlaments für die nationalkonservative Kroatische Demokratische Union (HDZ), Vjeran Nadovski, der sich bereit erklärt hat, uns die Stadt zu zeigen. Gleich zu Beginn erzählt er uns von der einst barocken Pracht Vukovars. Die vor dem Krieg reichste Region Jugoslawiens sei nun die ärmste Kroatiens. Der Grund dafür liege in der Zerstörung der nahegelegenen Schuhfabrik Borovo, dem einst größten Arbeitgeber der Gegend. Die Abwanderung vor allem junger Menschen sei ein großes Problem für Vukovar und selbst die offizielle Einwohnerzahl von nunmehr 27.000 komme nur dadurch zustande, dass viele Weggezogene immer noch hier gemeldet seien. Besonders der serbische Teil der Bevölkerung, der nun allenfalls 25 Prozent der Bevölkerung ausmache, sei davon betroffen.

Das Kyrillische, so Nadovski, gehöre aber selbstverständlich in die Stadt. Problematisch sei nur die übereilte Einführung der neuen Zweisprachenregelung im öffentlichen Raum

gewesen. Hinter den ethnischen Streitigkeiten stecke vor allem die „große“ Politik, die auf diese Weise von echten Problemen wie der wirtschaftlichen Misere ablenken wolle. Unser Führer wechselt schnell das Thema und berichtet von den Errungenschaften der letzten Jahre. Die Stadt und das Umland wurden vollständig entmint, eine entsprechende Urkunde hänge im Rathaus. Bereits 75 Prozent des Gebäudebestandes seien wiederaufgebaut. Dass die wichtigste katholische und orthodoxe Kirche gleichzeitig fertiggestellt wurden, betont Nadovski besonders.

Nach wenigen Minuten Fahrt erreichen wir das Krankenhaus. Ein Seiteneingang führt in die Gedenkstätte im Keller. In einem kleinen Raum zeigt man uns zunächst einen Film. Die Aufnahmen der zerstörten Stadt sind unterlegt mit heroischer Musik, die Tragödie der Schlacht von 1991 wird zum Heldenepos umgedeutet. In dem zum Museum umgestalteten Untergeschoss fällt es Nadovski sichtlich schwer zu sprechen. Hier ist das Ausmaß der humanitären Katastrophe während der Belagerung am deutlichsten zu spüren. Zwischen Feldbetten und Gipspuppen herrscht eine bedrückende Enge. Im angrenzenden Gedenkraum sind die Wände verspiegelt und während die Namen der Toten vom Band abgespielt werden, soll hier der Eindruck entstehen, dass sie noch unter uns weilen und nicht vergessen sind. Der Einzug des serbischen Konsulats in das Gebäude direkt gegenüber wird von vielen Kroaten als Provokation empfunden.

Auf dem Weg zu der alten Scheune in Ovčara, bei der die 200 Verwundeten und Verteidiger Vukovars von serbischen Freischärlern ermordet wurden, führt Nadovski uns vorbei am Ehrenfriedhof der Opfer des Heimatkriegs. Dass damals auch in der Stadt ansässige Serben gegen die Invasoren kämpften und dabei ihr Leben ließen, wird im nationalistischen Diskurs gern ausgeblendet. So tragen hier alle Grabsteine die Inschrift „Kroatischer Verteidiger“, auch jene der serbischen Gefallenen. Symbol für die Beharrlichkeit der Verteidiger Vukovars ist das Wahrzeichen der Stadt, der weithin sichtbare Wasserturm. Wie durch ein Wunder hielt er dem Artilleriebeschuss stand.

Auf der Fahrt zurück zum Stadtkern sehen wir weitere Fassaden mit Einschusslöchern, der Wind bläst durch das leer stehende Hotel Dunav am Ufer des Stromes. Der zentrale Platz wirkt trotz geschäftigen Treibens und strahlenden Sonnenscheins seltsam trist und unfertig. Am Hafen steht unübersehbar ein weißes Steinkreuz. In der ältesten slawischen und von Nationalisten als urkroatisch beanspruchten Schrift Glagoliza ist darauf eine Widmung für die Verteidiger Vukovars eingemeißelt: „Ewig soll leben, der ehrenvoll stirbt“.

Foto: Jan Bever

Der Stadtkern mit dem verlassenen Hotel Dunav ist noch immer eine Baustelle.

Hier endet unsere Führung und Nadovski ermuntert uns, die Stadt weiter zu erkunden, sie habe mehr zu bieten als die zahlreichen Gedenkstätten. Er würde es begrüßen, wenn mehr Touristen die Stadt wegen ihrer Schönheit besuchten. In seiner eigenen Familie werde nicht mehr über den Krieg gesprochen, doch es sei sicher kein Zufall, dass seine Tochter Forensik studiere. Die Entwicklung der Stadt sehe er positiv, Leute würden sich wieder in Cafés und Bars treffen, und zwar unabhängig von der nationalen Identität der Besitzer. Lächelnd merkt er an, dass „Liebe und Geschäfte keine Grenzen kennen". Auf jeden Fall sollten wir wiederkommen.

In einem nahegelegenen Lokal treffen wir Irina Marić, eine Kroatischlehrerin. Sie stammt aus einer „gemischten" Ehe mit einem kroatischen und einem serbischen Elternteil. Während des Krieges flüchtete ihre Familie, kehrte aber schon 1992 zurück. Dies ist auch das Jahr, mit dem heute der Geschichtsunterricht in der Schule endet. Der Krieg wird nicht thematisiert. Zur Einführung kyrillischer Amtsschilder hat sie eine klare Meinung: Ein Land habe eine Sprache und die dazugehörige Schrift sei in Kroatien eben die lateinische.

Die Stadt hat mehr zu bieten als die zahlreichen Gedenkstätten.

Trotzdem kritisiert sie offen die Instrumentalisierung der Stadt für die Nationalnarrative und die Politisierung des öffentlichen Lebens. Sobald lokale Konflikte eine ethnische Komponente enthielten, würden die Medien sie überhöhen. Diese Spannung übertrage sich auf die Jugend. So verbreitete erst kürzlich ein Schüler Aufkleber mit rassistischen Motiven in der Stadt. Diese zeigten an einem Baum erhängte Personen und waren mit der Aufschrift „Serbischer Stammbaum" versehen. Statt der jährlichen, groß angelegten Gedenkfeier, die ohnehin viele Vukovarer meiden, wünscht sich Marić eine alltägliche, offene Auseinandersetzung mit der schwierigen Geschichte der Stadt. Grenzen zwischen ihren Bewohnern gebe es nur im Kopf, doch auch diese würden langsam abgebaut werden. Marić hat selber dazu beigetragen. Obwohl sie sich auch als Serbin versteht, hat sie Kroatisch studiert und unterrichtet Kinder beider Gruppen. Dass die Lehre nun immerhin schon im selben Gebäude stattfindet, ist auch ihr Verdienst. Sie scheint optimistisch und kann sich trotz der ungünstigen wirtschaftlichen Situation nicht vorstellen, woanders zu leben. Die Verabschiedung ist herzlich.

Foto: Amadeus Neumann

Der frühere Präsident Serbiens, Tomislav Nikolić, sagte, Vukovar sei serbisch. Das katholische Kreuz an der Donau scheint das Gegenteil belegen zu sollen.

Foto: Jan Bever

Als Irina Marić nach dem Krieg nach Vukovar zurückkehrte, gehörte die Stadt noch zur Republik Serbische Krajina.

Foto: Sofia Dreisbach

Seit 2007 verbindet eine Fähre Vukovar mit der serbischen Stadt Bač.

Die Stadt lässt uns ratlos zurück. Der uns im Vorfeld vermittelte Eindruck einer gespaltenen Gesellschaft hat sich nur bedingt bestätigt. Sicherlich schließen die omnipräsenten Denkmäler einen Teil der Bevölkerung aus. Sie wirken aber wie Fremdkörper in dieser Stadt. Wenn nicht gerade der jährliche, von kroatischen Politikern und Nationalisten begleitete Gedenkmarsch durch Vukovar stattfindet, geht die Bevölkerung ihren eigenen, alltäglichen Problemen nach.

Bevor wir Vukovar verlassen, werfen wir einen letzten Blick auf die Donau. Die Stadt im Rücken sehen wir auf der gegenüberliegenden Seite die Vukovarska Ada, eine beliebte Ausflugsinsel, die katasteramtlich zu Kroatien, territorial aber zu Serbien gehört. Nach dem Krieg herrschte jahrelang Uneinigkeit über ihre Nutzung, doch seitdem Serbien die militärische Bewachung des Eilands eingestellt hat und über die Sommermonate Kroaten den Zugang ohne Passkontrolle gestattet, pendeln wieder regelmäßig Boote zwischen dem Hafen und dem Badestrand.

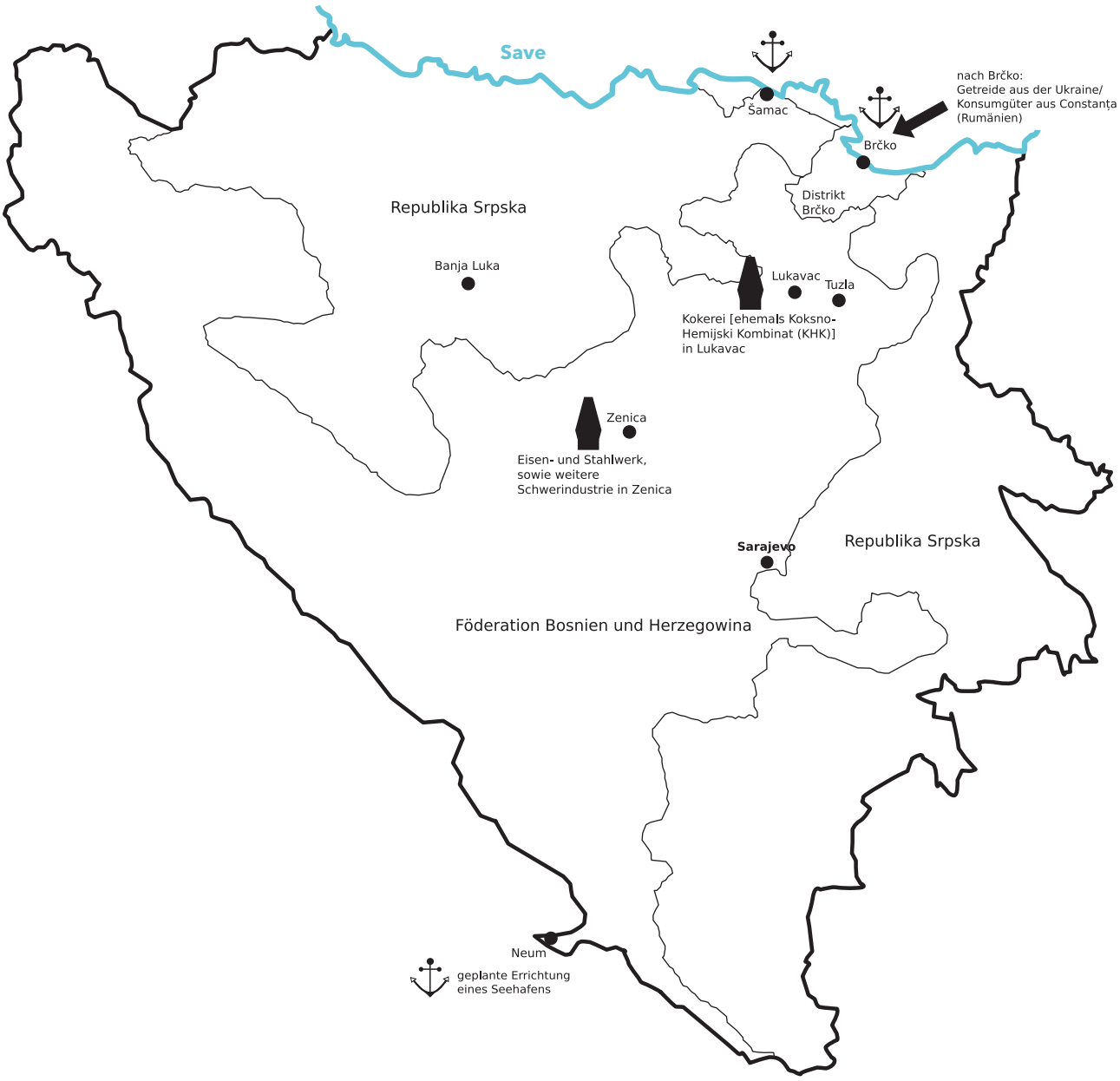
Die Distanz zwischen den beiden Ufern vermag diese Geste der Serben allerdings nicht zu verringern. Oder, um es mit den Worten des serbischen Schriftstellers David Albahari auszudrücken:

„Ich stand vor der Karte des Römischen Reiches und betrachtete die Donau, diesen fetten Regenwurm, der schon immer Welten voneinander getrennt hat. Flüsse überquert man nicht, dachte ich, weil man nie auf beiden Ufern zugleich sein kann, immer gibt es das andere Ufer, das so anders ist, dass nicht einmal eine Brücke ein Trost wäre. Auf der Brücke, dachte ich, kannst du nur darauf warten, dass sie einstürzt.“

Die Grenzen innerhalb von Vukovar sind unnatürlich. Der Fluss aber, der seit 1998 Kroaten und Serben trennt, fließt nicht durch die Stadt, sondern an ihr vorbei.

Lesetipp:
David Albahari,
„Tagelanger Schneefall“,
dtv Verlag, München 2012.

Ein Zehntel Hafen



Legende

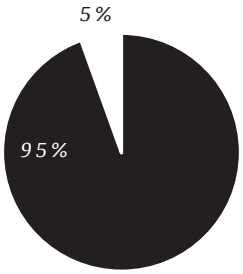
- Staatsgrenze
- Entitätsgrenze
- Hafen
- Für den Hafen von Brčko bedeutsame Industrie

Maßstab 50km

Aus ökonomischer Perspektive sind Flüsse vor allem kostengünstige Transportwege. Der Hafen von Brčko an der Save im Nordosten Bosnien-Herzegowinas ist zurzeit der wichtigste des Landes. Doch er ist mehr als nur eine wirtschaftliche Institution – er ist ein Ort, an dem die Herausforderungen des Landes offensichtlich werden.

von SIMON FRANZEN

Am Hafen von Brčko umgeschlagene Güter im Jahr 1990
<
<



● *Stahl und Koks aus Zenica und Lukavac*
○ *Andere Güter*

<< Übersichtskarte von Bosnien-Herzegowina mit Brčko im Nordosten

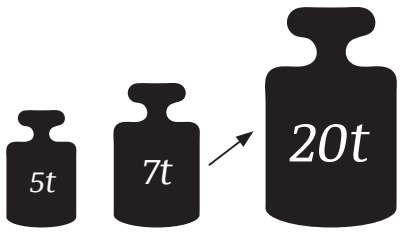
Am Mittellauf der Save befindet sich der Hafen von Brčko. Die Save ist ein 945 Kilometer langer Nebenfluss der Donau. Sie entspringt in Slowenien, durchfließt Kroatien und bildet dann die Grenze zwischen Kroatien und Bosnien-Herzegowina, um schließlich in der serbischen Hauptstadt Belgrad in die Donau zu münden. Für Bosnien-Herzegowina ist die Save der größte Fluss des Landes. Sie hat hier immense Bedeutung, da sie den Staat an den Donauraum anbindet.

Die Save ist kein einfach zu befahrendes Gewässer: Aufgrund natürlicher Gegebenheiten – vor allem der geringen Tiefe und der zahlreichen Mäander – muss der Fluss verhältnismäßig oft ausgebaggert werden, um eine entsprechende Fahrrinne für die Schifffahrt zu gewährleisten. Im Sommer kommt es regelmäßig zu niedrigen Wasserständen, im Winter behindert Eisgang den Zugang zum Hafen von Brčko. Eine zusätzliche, ganzjährige Schwierigkeit ist dichter Nebel. Außerdem fügte das letzte große Hochwasser im Mai 2014 den Hafenbauten immense Schäden zu.

Bereits im 16. Jahrhundert war Brčko ein wichtiger Umschlagplatz, an dem vor allem Kohle und Baumaterialien gehandelt wurden. So suchten auch Händler aus der bedeutenden Handelsstadt Ragusa (dem heutigen Dubrovnik) an der Adriaküste oder aus der Herzegowina regelmäßig Brčko auf. Ende des 19. Jahrhunderts begann zusätzlich zum Gütertransport die regelmäßige Passagierschifffahrt, außerdem wurde der Hafen an das Eisenbahnnetz angeschlossen.

Die erste eigenständige Betreibergesellschaft für den Hafen von Brčko wurde 1961 gegründet. Damals war Brčko eine Stadt inmitten der Sozialistischen Föderativen Republik Jugoslawien. Die Gründung des Hafens ist der nationalen wirtschaftlichen Bedeutung des mittelbosnischen Industriedistrikts um die Städte Zenica, Tuzla und Lukavac und der Notwendigkeit des Weitertransports der dort produzierten Güter zu verdanken – im Jahr 1990 waren es 95 Prozent der in Brčko umgeschlagenen Produkte. Heute präsentiert sich ein heterogeneres Bild: Zwar sind Erzeugnisse

der Schwerindustrie weiterhin bedeutend. Doch werden in Brčko vermehrt Weizen aus der Ukraine sowie andere Konsumgüter gehandelt, die vor allem über den Schwarzmeerhafen Constanța in Rumänien kommen.



Die zwei Kräne der Anlage stammen noch aus der jugoslawischen Entstehungszeit des Hafens und sind bereits über 50 Jahre alt. Auch mithilfe von Geldern der European Bank for Reconstruction and Development (EBRD) erfolgt eine Renovierung und Modernisierung der Kräne, mit der eine Kapazitätserhöhung von fünf Tonnen (Kran eins) bzw. sieben Tonnen (Kran zwei) auf 20 Tonnen einhergeht.

62
Angestellte

Im Jahr 2017 sind 62 Frauen und Männer in der Betreiberfirma des Hafens, Luka Brčko d.o.o. (Brčko Hafen GmbH), beschäftigt. Vor allem in Anbetracht der hohen Arbeitslosigkeit ist der Hafen eine ökonomisch wichtige Institution im Distrikt Brčko.

10%
Auslastung

Der Hafen von Brčko ist lediglich zu zehn Prozent ausgelastet – das heißt, dass zehnmal mehr Güter hier umgeschlagen werden könnten. Diese niedrige Auslastung ist in erster Linie auf die katastrophale wirtschaftliche Lage des Landes zurückzuführen: 2016 betrug das jährliche Pro-Kopf-Einkommen in Bosnien-Herzegowina nur wenig mehr als ein Zehntel von jenem in Deutschland.

Im Bosnienkrieg war Brčko aufgrund seiner strategisch bedeutsamen Lage stark umkämpft. Nach der Besetzung der Stadt durch serbische Truppen im Jahr 1992 wurden vor allem Bosniaken und Kroaten, aber auch Serben, die nicht mit den neuen Herrschern der Stadt kooperieren wollten, zum Hafen gebracht und in einer Lagerhalle interniert. Dort kam es zu Folterungen und Erschießungen. Schon im Zweiten Weltkrieg diente der Hafen als Internierungslager. Im Dezember 1941 ermordeten Anhänger der kroatischen faschistischen Ustaša-Bewegung auf dem Hafengelände Gefangene. Zwei kleine Tafeln an einer der Lagerhallen erinnern heute an diese Gräueltaten. Als Ergebnis des Friedens von Dayton, der den Bosnienkrieg 1995 beendete, wurde aus der Stadt und ihrem Umland der Distrikt Brčko gebildet, der direkt der Zentralregierung in Sarajevo unterstellt ist und somit zu keiner der zwei Entitäten des Landes – der Republika Srpska und der bosniakisch-kroatischen Föderation – zählt. Angehörige aller drei staatstragenden Gruppen leben heute gemeinsam im Distrikt Brčko. Auch die Kriegsdenkmäler aller drei Gruppen befinden sich im Stadtzentrum in unmittelbarer Nachbarschaft. Aufgrund dieser Besonderheiten wird der Distrikt bisweilen als „Bosnien-Herzegowina im Kleinen“ bezeichnet.

Die Infrastruktur des Distrikts wurde während des Krieges stark in Mitleidenschaft gezogen. Die Kampfhandlungen verursachten auch beträchtliche Schäden an den Hafengebäuden. Relikte dieser Zeit sind zahlreiche Minenwarnschilder.

Die Zukunft des Hafens von Brčko ist abhängig von der allgemeinen wirtschaftlichen und politischen Entwicklung Bosnien-Herzegowinas. Aber auch die Schäden des Bosnienkriegs beeinträchtigen den ökonomischen Fortschritt. Eine weitaus größere Herausforderung sind jedoch die gesellschaftlichen Folgen des Krieges: Bosnien-Herzegowina ist ein ethnisch fragiles Land mit einem hochkomplexen politischen System. Der Hafen von Brčko, in dem die drei nationalen Gruppen zusammenarbeiten, ist allerdings ein Projekt, das in diesen schwierigen Zeiten Optimismus vermitteln kann.

Bistrica

Foto: Jan Bever

Senad (*1972 in Sarajevo/Bosnien und Herzegowina), „Fahrer aller Fahrzeuge“, lebt in Sarajevo.

„In unserer Kindheit sind wir in den Flüssen geschwommen und haben Fische gefangen. Danach sind alle zusammengekommen, um gemütlich den Abend ausklingen zu lassen. Jetzt ist das nicht mehr so. So ist das Leben. Jetzt habe ich eine Familie und Verpflichtungen. Ich komme abends spät von der Arbeit und muss frühmorgens wieder raus. Wenn ich Zeit habe, mache ich etwas mit meinen Kindern.“

„Dem einen fließt sie links, dem anderen rechts“*

von KRISTINA GROSSEHABIG
und MAREIKE ZUM FELDE

Was bleibt von einem jahrhundertelang gepflegten Grenzmythos, wenn die Menschen an beiden Ufern der Drina heute ohne Gewalt nebeneinander leben können? Ein Besuch in Zvornik.

Ein Fluss - zwei Länder: Die Drina bildet die Grenze zwischen Bosnien-Herzegowina (links) und Serbien (rechts).

Foto: Sofia Dreisbach

„Sing, sing, Drina. Erzähl meinem Volk, wie mutig wir gekämpft haben …“ So beginnt eine Strophe des im Ersten Weltkrieg komponierten serbischen *Marš na Drinu* (Marsch an die Drina). Das Lied ist in der serbischen Gesellschaft heute noch sehr bekannt. Es war nicht das erste und auch nicht das letzte Mal, dass die 346 Kilometer lange Drina, der größte Nebenfluss der Save, zum Gegenstand politischer und zugleich künstlerischer Auseinandersetzung mit der Geschichte Serbiens, Kroatiens und Bosnien-Herzegowinas wurde.

Die Teilung des Römischen Reiches in einen östlichen und einen westlichen Teil im Jahr 395 n. Chr. entlang der Drina wurde im Laufe der Jahrhunderte genutzt, um die Idee einer natürlichen Grenze auf den Fluss zu projizieren – zwischen Okzident und Orient, zwischen zwei vermeintlich entgegengesetzten Kulturräumen. Im 19. Jahrhundert entwickelten kroatische Nationalisten erste Postulate zum ideologischen Modell der Drina als ewiger Außengrenze. Für sie stellte der Fluss vor allem eine kulturelle Abgrenzung zwischen Kroaten und Serben dar. Diese Idee setzte die faschistische Ustaša-Bewegung bei der Gründung des Unabhängigen Staates Kroatien (1941–1945) in die Praxis um, indem sie das Staatsgebiet bis an die Drina ausdehnte. Sowohl auf serbischer als auch auf kroatischer Seite erschien die Drina in Literatur und Musik als ein Symbol für die Expansion des Staatsgebietes. Im kroatischen Nationaldiskurs stellte die Drina die Ostgrenze dar, während sie in Serbien als rein serbischer Fluss wahrgenommen wurde, also als verbindendes Element. Heute bildet der Fluss die Grenze zwischen Serbien und Bosnien-Herzegowina, genauer zwischen Serbien und der Republika Srpska, einer überwiegend von Serben bewohnten bosnisch-herzegowinischen Entität.

Während des Bosnienkrieges (1992–1995) stand die Drina erneut im Mittelpunkt des politischen Geschehens. Links der Drina ermordeten und vertrieben serbische Militäreinheiten vor allem bosnische Muslime (Bosniaken). Ihr Bevölkerungsanteil betrug in Zvornik vor Beginn der ethnischen Säuberungen 60 Prozent – nach den Massakern im Jahr 1992 Massenfluchten und Vertreibungen waren es 2016 noch 34 Prozent. Ein Teil der geflohenen bosnischen Muslime kehrte nach Zvornik zurück. Einige von ihnen gründeten im Jahr 2003 den „Verein der zurückgekehrten Bürger der Stadt Zvornik“. Er hat sich zum Ziel gesetzt, das Leben der Kriegsrückkehrer in der Drina-Region zu erleichtern.

Bei einem Besuch in Zvornik erklärten uns ein bosnischer „Rückkehrer“ und drei serbische Studentinnen ihre Beziehung zur Drina. Ihre Erzählungen zeugen von der wechselvollen Geschichte des Flusses.

*Eine Zeile aus dem Lied „Sevdalinka“ des serbischen Liedermachers Đorđe Balašević aus dem Jahre 2000. Wie die gleichnamigen bosnischen Volkslieder handelt es von einer unglücklichen Liebe. Die Sehnsucht nach einem Mädchen namens Bosnien verbindet sich mit der Hoffnung, dass die Drina nicht mehr die Grenze zwischen zwei Welten bilde.

„Zvornik und die Drina sind mein Zuhause."

Admir Hasanović, 34 Jahre alt, wurde in Zvornik geboren und lebt auch heute dort. Er ist freiberuflicher Journalist und für die Öffentlichkeitsarbeit des „Vereins der zurückgekehrten Bürger der Stadt Zvornik" zuständig.

Foto: Agnes Stelzer

Die dunkle Zeit der Kriege an den Ufern des Flusses ist vorbei – für Admir Hasanović bleibt die Drina dennoch eine „Black Lady".

„In Zvornik hat sich in den letzten Jahren viel verändert. Heute verstehen sich die hier lebenden Bosniaken und Serben ganz gut. Wir teilen alle eine Meinung, nämlich dass der FC Bayern München der beste Fußballverein der Welt ist. Nein, Spaß beiseite… Wir unterhalten uns nur über Dinge, die wir gleich oder ähnlich sehen. Wir diskutieren zum Beispiel nicht über Nationalitäten oder ethnische Zugehörigkeiten. Konflikte zwischen unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen gibt es nicht wirklich, sie werden von der Politik ausgelöst und provoziert. Und die Drina? Sie stellt für mich keine Grenze dar. Das hat sie noch nie getan. Heute fahre ich immer wieder auf die andere Seite nach Serbien und kaufe dort Medikamente und Zigaretten, weil sie günstiger als in Bosnien sind. Andersherum kommen die Menschen aus Serbien zu uns, weil hier der Benzinpreis niedriger ist.

Ich wurde in Zvornik geboren, musste aber 1992, als der Krieg ausbrach, wie alle bosnischen Muslime mit meiner Familie fliehen. Von heute auf morgen haben wir alles verloren und mussten uns einen neuen Ort suchen, an dem wir leben konnten. Ich war neuneinhalb Jahre alt und hatte nicht mal mehr ein Spielzeug, sondern nur eine Decke. In Zvornik tobte vier Jahre lang der Krieg. Der 1. Juli 1992 war ein trauriger Höhepunkt. An diesem Tag wurden 750 Menschen getötet. Dieses Kriegsverbrechen wurde nie aufgeklärt. Einen Verantwortlichen verurteilte man zu einer gerade mal vierjährigen Haftstrafe; ansonsten wurde niemand zur Rechenschaft gezogen. Heute sprechen wir hier in Zvornik kaum darüber. Das Thema spaltet die Bevölkerung und wir, die Kriegsopfer, geraten in die Rolle eines Auswechselspielers, der nur auf der Ersatzbank sitzt und keine Möglichkeit hat, mitzuspielen. Aber natürlich möchten wir nicht, dass diese Ereignisse vergessen werden.

„Für viele Menschen stellen Flüsse Lebensadern dar. Die Drina ist meine. Sie fließt in mir."

Zvornik sieht heute ganz anders aus als vor dem Krieg, vor 1992. Das Stadtbild hat sich vollkommen verändert, genauso wie die ethnische Zusammensetzung. Viele Menschen, die mit ihren Familien nach Zvornik gekommen sind, wurden nicht hier geboren. Sie fühlen sich mit Zvornik nicht sonderlich verbunden, für sie ist diese Stadt keine Heimat. Das gleiche Gefühl hatte ich als Flüchtling in Tuzla und das ist auch der Grund, weshalb ich nach dem Abschluss meines Studiums im Jahr 2007 zurückgekommen bin. Ich fühlte: Das hier ist mein Zuhause. Zvornik und die Drina sind mein Zuhause.

An den Tag meiner Rückkehr erinnere ich mich noch sehr gut. Ich saß mit meinem Onkel im Auto. Als er kurz anhielt, um noch etwas zu erledigen, stieg ich aus und ging die Straße entlang in Richtung Drina. Ich hatte die Drina knapp zehn Jahre lang nicht gesehen und bekam eine Gänsehaut, als ich endlich wieder an ihrem Ufer stand. Eine Gänsehaut habe ich auch heute noch, wenn ich an diesen Moment denke. Für viele Menschen stellen Flüsse Lebensadern dar. Die Drina ist meine. Sie fließt in mir."

„Die Drina ist für uns ein Fluss wie jeder andere."

Mila und ihre Freundinnen Sandra und Valentina, 21 und 22 Jahre alt, wohnen zusammen in einem Studentenwohnheim direkt an der Drina und studieren Chemietechnik an der Technischen Universität in Zvornik.

„Ob die Drina ein Symbol für etwas ist? Nein, für uns jedenfalls nicht. Für manche ist sie allerdings eine Grenze. Uns fallen zur Drina die Zigarettenmarke und der Fußballverein FK Drina Zvornik ein. Natürlich haben wir vom Lied *Marš na Drinu* gehört, aber für uns ist sie heute ein Fluss wie jeder andere. Wir haben schließlich viele Flüsse in Bosnien-Herzegowina. Leider kann man in der Drina nicht schwimmen, sonst hätte unsere Universität hier am Fluss eine wirklich gute Lage. Im Sommer findet das größte Musikfestival der Region direkt am Ufer am anderen Ende der Stadt statt. Da gehen wir gerne hin.

Foto: Agnes Stelzer

Mila, Sandra und Valentina (v. l.) staunten sehr über das Interesse deutscher Studierender an der Drina.

„Wir gehen gerne kurz über den Fluss zur Maniküre."

Zvornik ist für uns eine ganz normale Stadt. Wir sind für das Studium hierher gezogen und wollen das Leben ohne Eltern genießen. Wir trampen regelmäßig ins Stadtzentrum, um dort in die Disco zu gehen. Über die Geschichte sprechen wir nicht und diese Stadt ist auch kein Grund für uns, sich damit auseinanderzusetzen. Aber unsere Eltern haben den Krieg noch erlebt. Als eine serbische Freundin von uns einen bosnischen Freund hatte, war das anfangs ein Problem für ihre Mutter, aber dann hat sie ihn irgendwann akzeptiert. Auch die Politiker sprechen heute noch über die Unterschiede zwischen den Menschen in der Republika Srpska und dem übrigen Bosnien-Herzegowina.

Wir denken nicht so. Unsere Freunde sind Serben, Kroaten und Bosniaken und sie leben auf beiden Seiten der Drina. Wir gehen gerne kurz über den Fluss zur Maniküre. Vor allem dank der gleichen Religion lernen wir überall leicht Menschen kennen. Für uns liegt Zvornik deswegen auch nicht an einer Grenze. Die Drina verbindet die gleichen Menschen. Hier wie dort wohnen größtenteils Serben. Schade nur, dass die Menschen in Serbien auf unserer, also der bosnischen Seite der Drina, nur ein Volk sehen. Dabei gibt es doch Unterschiede zwischen Bosniaken, Kroaten und Serben. Wir fühlen uns als Serbinnen und haben auf jeden Fall eine stärkere Verbindung in Richtung Belgrad als nach Sarajevo."

Wenn Rauchen zum Politikum wird

Drina-Zigaretten werden seit 1885 in Sarajevo und anderen Teilen Bosnien-Herzegowinas von der *Fabrika duhana Sarajevo* produziert. „Drina“ ist nach Firmenangaben die meistverkaufte Zigarettenmarke des Landes. Zum Sortiment gehörten früher noch andere Zigaretten mit Flussnamen Südosteuropas, jedoch werden nur die Drina-Zigaretten bis heute hergestellt. Eine besondere Bedeutung erlangte die Marke während der Belagerung Sarajevos, als sogar die Regierung sie als Zahlungsmittel einsetzte. Nach Firmenangaben produzierte die Fabrik während dieser Zeit ununterbrochen. Seit dem Zusammenbruch Jugoslawiens gibt es zusätzlich in Serbien hergestellte, kyrillisch beschriftete Zigaretten mit dem Namen „Drina“. Die Fabriken in Serbien und die bosnische *Fabrika duhana Sarajevo* gehören heute zum amerikanischen Konzern Philip Morris.

Foto: Sofia Dreisbach

Ein Sprichwort sagt, dass ein unmögliches Vorhaben so schwierig sei, wie der Versuch, die Drina zu begradigen.

Foto: Jan Bever

Ein Fluss - viele Zigarettenmarken in unterschiedlichen Schreibweisen. Ihr Rauch tötet in Bosnien laut Warnhinweis in drei Sprachen.

Foto: Jan Bever

Drina

Zoran, genannt Vaso (*1961 in Srbobran/Serbien), ist gelernter Maschinentechniker, arbeitet heute jedoch als Basketballtrainer, hütet seine Ziegen und Bienen und lebt in Zvornik/Bosnien und Herzegowina.

„Dort hinten an der Drina gab es mal Brückenspringer, aber letztes Jahr ist dabei ein Slowene gestorben. Der Wettkampf des Brückenspringens hatte hier eine lange Tradition. Aber das Wetter war schlecht und dann ist der Slowene wahrscheinlich falsch gesprungen. Jetzt wird es dieses Event nicht mehr geben. Aber die Leute springen trotzdem noch. Ich hingegen gehe nur ins flache Wasser und schwimme dort ganz gemütlich.“

Foto: Jan Beyer

Gemeinsamkeit wider Willen? Sprache im südslawischen Raum

Seit es Jugoslawien nicht mehr gibt, sprechen Serben, Kroaten, Bosniaken und Montenegriner offiziell nicht mehr dieselbe Sprache. 26 Jahre nach dem Staatszerfall regt sich unter Intellektuellen Widerstand gegen diese Art von Identitätspolitik.

von
STIVEN TRIPUNOVSKI

Es ist der 30. März 2017. Und in der bosnischen Hauptstadt Sarajevo wird vor versammelten Journalisten eine Erklärung verlesen, die tagelang die Medien der jugoslawischen Nachfolgestaaten Kroatien, Serbien, Bosnien-Herzegowina und Montenegro beherrschen wird. Um dort heiß diskutiert zu werden.

Es ist eine Erklärung, deren Thema Sprache ist und die sich vor allem gegen die Manipulation von Sprache durch Nationalismus richtet. Die Kernaussage dieser „Deklaration über die gemeinsame Sprache" lautet: In Kroatien, Montenegro, Serbien und Bosnien-Herzegowina werde eine gemeinsame Sprache gesprochen. Dies bestätige vor allem die gegenseitige Verständlichkeit der gesprochenen Idiome. Daher verweisen die Autoren der Deklaration auf den Gebrauch des Deutschen, Englischen, Arabischen, Französischen und Spanischen. Sprachen, die ebenfalls in mehreren Ländern genutzt werden.

Die Existenz von vier offiziellen Sprachbezeichnungen – nämlich Kroatisch, Serbisch, Bosnisch und Montenegrinisch – bedeute daher nicht, dass es sich dabei tatsächlich um vier Sprachen handle. Gleichwohl werden die vier länderspezifischen Standardvarianten und ihre Gleichwertigkeit untereinander anerkannt. Die Deklaration verurteilt insbesondere das „gewaltsame Trennen" und die übermäßige Betonung der „wenigen Unterschiede". Diese Praktiken hätten negative Auswirkungen auf Kultur, Politik und Gesellschaft. Die bestehenden Unterschiede und die Vielfältigkeit seien vielmehr eine zusätzliche Bereicherung für die gemeinsame Sprache.

Eine gemeinsame Sprache – viele unterschiedliche Namen

Außerdem lehnen die Unterzeichner des Papiers „unnütze Übersetzungen" von einer in die andere Variante in den Medien und der Verwaltung ab, ebenso wie die gängigen Formen von sprachlicher "Zensur", die in vielen Bereichen stattfinden. Jeder Sprecher solle weiterhin das Recht haben, die Sprache so zu nennen, wie er das möchte. Besonderes Gewicht verleihen der Deklaration über 200 Intellektuelle und Kulturschaffende aus Kroatien, Serbien, Bosnien-Herzegowina und Montenegro. Sie alle unterzeichneten das Sprachdokument. Unter ihnen namhafte Schriftsteller, Linguisten, Journalisten, Schauspieler, Historiker und andere Wissenschaftler. Innerhalb der nächsten Tage nutzten zudem Tausende Menschen im Internet die Möglichkeit, die Deklaration online zu unterschreiben.

Doch warum hat die Deklaration von Sarajevo überhaupt so hohe Wellen geschlagen? Steht die problemlose Kommunikation zwischen Serben, Kroaten, Montenegrinern und Bosniaken nicht ohnehin außer Frage?

In der Tat bestreiten dies noch nicht einmal die hartnäckigsten Sprachnationalisten. Nationalistisch orientierte Linguisten und politische Entscheidungsträger treiben dennoch die Idee von vier verschiedenen Sprachen voran. Sie fordern jeweils für die eigene Ethnie konsequent das Recht auf eine „nationale Sprache" mit „nationalem Namen" ein. Demnach würden Kroaten eine „kroatische" Sprache sprechen, Serben eine „serbische", Bosniaken eine „bosnische" und Montenegriner eine „montenegrinische".

Der Fall wird verständlicher, wenn man zum Vergleich eine fiktive Situation entwirft. Man stelle sich vor, die Eliten Argentiniens, Chiles und Paraguays lehnten das gemeinsame Idiom des Spanischen ab. Und würden stattdessen auf verschiedene Sprachen und Sprachbezeichnungen wie „Chilenisch“, „Paraguayisch“ und „Argentinisch“ pochen.

Die Situation im südslawischen Raum war allerdings nicht immer so. Zwar dienen die Bezeichnungen Kroatisch beziehungsweise Serbisch spätestens seit dem Ende des 19. Jahrhunderts in Kroatien und Serbien als übliche Sprachbezeichnungen im Alltag. Aber als offizielle Bezeichnung setzte sich im Verlauf des 19. und 20. Jahrhunderts für diesen Sprachraum der Begriff Serbokroatisch durch. Unter diesem Namen diente Sprache lange Zeit als verbindender Faktor. Insbesondere im gemeinsamen Staat Jugoslawien von 1918 bis 1941 sowie von 1945 bis 1991.

Doch seit den 1990ern und 2000ern sind die sechs einstigen jugoslawischen Teilrepubliken und eine damalige Provinz unabhängig voneinander. Also auch Kroatien, Serbien, Bosnien-Herzegowina und Montenegro. Und die neuen Nationsbildungsprojekte betonen zwanghaft das Trennende gegenüber den Nachbarn. Für eine gemeinsame Sprache ist und darf demzufolge kein Platz mehr sein.

Gnadenlos wird in den vier Ländern die angebliche Mehrsprachigkeit ausgenutzt, um die Völker zusätzlich zu spalten – unter dem Deckmantel der Toleranz und des Prinzips, dass jede Ethnie ein Recht auf Bildung „in der eigenen Sprache“ habe. In multiethnischen Orten wie Vukovar ist es gang und gäbe, dass Kinder serbischer Eltern in der Schule den „Serbisch“-Unterricht besuchen, während ihre Klassenkameraden aus kroatischen Familien getrennt davon den „Kroatisch“-Unterricht absolvieren.

Gerade solche negativen Erscheinungen der „Segregation“ spricht die „Deklaration über die gemeinsame Sprache“ an. Explizit fordern ihre Unterzeichner Sprachfreiheit – also das Recht, die Vielfalt der Sprache frei zu nutzen und ihre Varianten zu „mischen“. Eine einheitliche Bezeichnung für die gemeinsame Sprache wird jedoch nicht vorgeschlagen. Nichtsdestotrotz schloss die Linguistin Snježana Kordić, die zu den Unterzeichnern der Deklaration zählt, in einer Fernsehdebatte die Möglichkeit nicht aus, dass man sich in Zukunft auch auf einen einheitlichen Namen für die Sprache einigen könnte. Dazu müsse es allerdings erst einen Konsens über das Bestehen der gemeinsamen Sprache geben.

Serbien, Kroatien, Bosnien-Herzegowina, Montenegro: vier Staaten – aber wie viele Sprachen?

Auf dem Balkan sind offensichtlich nicht nur Sprache und Sprachpolitik in besonderem Maße wandelbar und flüssig, sondern auch Grenzen und Identitäten. Noch vor dreißig Jahren war es für die Mehrheit der jugoslawischen Bürger völlig üblich, sich zum Beispiel als Kroate *und* Jugoslawe, als Serbe *und* Jugoslawe und so weiter zu betrachten. Seit dem Zerfall Jugoslawiens und der Entstehung neuer Grenzen gelten nationale Identitäten wie etwa das Kroatentum oder Serbentum... weitgehend als unvereinbar mit einer jugoslawischen Identität. Mit dem Begriff Jugoslawe kann sich nur noch eine geringe Zahl von Menschen identifizieren.

Das Beispiel des Serbokroatischen beweist, dass Sprache zu verschiedenen Zwecken genutzt werden kann: zum Trennen wie auch zum Verbinden von Menschen. In diesem Zusammenhang ist auch die „Deklaration über die gemeinsame Sprache“ zu sehen. Sie hat nämlich nachgewiesen, dass ein nicht geringer Teil der südslawischen intellektuellen Eliten nicht einverstanden ist mit der Sprachpolitik, wie sie seit dem Auseinanderfallen Jugoslawiens betrieben worden ist.

Angesichts des dynamischen Wandels von Identitäten und von Sprachpolitik auf dem Balkan - insbesondere in den letzten drei Jahrzehnten - wäre es falsch, die Deklaration von vornherein zum Scheitern zu verurteilen. Die serbokroatische Sprachenfrage stellt letztlich noch immer einen offenen Prozess dar – einen Prozess im Fluss.

Grenzen im Topf

Foto: Agnes Stelzer

Liesl kocht mit 85 Jahren noch immer für die ganze Großfamilie.

Grenzen begegnen uns in allen Bereichen der Gesellschaft - somit auch in der Küche. Wir schauen in die Töpfe einer Donauschwäbin und einer Siebenbürger Sächsin. Was bedeuten Herkunft, Name und Geschmack traditioneller Gerichte für die Identität einzelner Gruppen und wie verändern sich Kochgewohnheiten durch Migration? Gibt es *Grenzen im Topf* oder bestehen sie eigentlich nur im Kopf?

von AGNES STELZER

Donauschwäbische *Sarma*

In der Küche mit Elisabeth Gruber aus Filipowa (heutiges Bački Gračac/Serbien)

Nach der zweiten missglückten osmanischen Belagerung Wiens gelang es den christlichen Heeren nach 1683 weite Gebiete in Südosteuropa vom Sultan zurückzuerobern. Die Habsburger siedelten nun überwiegend Bauern aus Gebieten des Heiligen Römischen Reiches an – in den Regionen Batschka (bosnisch/kroatisch/serbisch Bačka) und Banat. Sowohl aus wirtschaftlichen als auch aus militärischen Gründen sollte das fruchtbare, jedoch verödete Land wieder besiedelt und bebaut werden. In den folgenden Jahrzehnten gelangten große Bevölkerungsgruppen über die Donau in diese Gebiete. Das heute in der autonomen Provinz Vojvodina in Serbien – genauer in der nordwestlichen Batschka – gelegene Dorf Filipowa erreichten die ersten deutschsprachigen Siedler, die sogenannten Donauschwaben, im Jahr 1762.

170 Jahre später, am 28. Juli 1932, wurde Liesl – eigentlich Elisabeth Gruber, gebürtige Burghardt – in diesem nun überwiegend von der deutschen Minderheit bewohnten Dorf geboren. Doch im Alter von zwölf Jahren musste sie mit ihrer Familie 1944 fliehen. Ein Großteil der Donauschwaben floh, die Verbliebenen wurden nach Ende des Zweiten Weltkrieges oft in Lager interniert und anschließend vertrieben. Gemeinsam mit ihren Brüdern und der Mutter legte Liesl – wie viele andere Donauschwaben – über 3.000 Kilometer auf der Flucht zurück. Nachdem die Familie ab und an in Flüchtlingslagern unterkam oder bei Bauern, bei denen Liesl zeitweise zur Zwangsarbeit verpflichtet wurde, erreichte sie drei Jahre später zu Fuß das bayerische Arbing im Landkreis Altötting.

Liesl spricht von *drhoom* (daheim), als sie sich an die Küche ihres Geburtsortes erinnert. Die Herkunft der Gerichte sei damals genauso durchmischt gewesen wie ihre Bezeichnungen. So habe es auf dem familiären Esstisch ungarische, deutsche, serbische und österreichische Speisen gegeben. Typisch seien Suppen und Eintöpfe, Bohnen, *Paprikasch* (Gulasch), süße und herzhafte Strudel sowie Cremeschnitten an den Feiertagen gewesen. Popcorn nennt Liesl *Blatzgukruz* – eine Wortschöpfung, die zur Hälfte aus dem Deutschen (platzen) und zur Hälfte aus regionalen Sprachen wie dem Serbischen – *kukuruz* (Mais) – abgeleitet wurde. Ohnehin ist es oft schwer zu sagen, welchen Ursprung viele dieser Küchenvokabeln haben. Neben den slawischen Lehnwörtern benutzt Liesl Turzismen, Wörter meist türkischer Herkunft, die durch die Osmanen nach Südosteuropa gelangten. Auch *Gukruzkoch* (Polenta) sei laut Liesl ein beliebtes Essen gewesen. Obwohl die Küche Filipowas viele Ähnlichkeiten mit der deutschen gehabt habe und sie selbst ihrer Aussage nach inzwischen „scho mehr Bayer wie sunst was“ sei, betont sie, wie rückständig die Bayern gewesen seien, als sie nach Arbing kam. So erzählt sie, dass die Arbinger im Gegensatz zu den Donauschwaben von *Paradeisern* (Tomaten) nur geträumt hätten. Ähnlich verhielt es sich laut Liesl mit dem elektrischen Licht, über das man im Gegensatz zur Batschka in bayerischen Privathäusern auf dem Land noch nicht verfügte. Und so mancher habe Liesl noch 1970 verwundert angesehen, als sie Wassermelone aß, die sie lange ausschließlich im Feinkostladen in der Stadt kaufen konnte. Obwohl Liesl noch einige Rezepte aus ihrer Heimat kenne, koche sie nur noch wenige davon. Bereits ihre Eltern – auch der Vater habe am Herd gestanden – hätten ein paar Rezepte abgelegt, sobald sie sich in Arbing niedergelassen hatten. Ihr Lieblingsrezept von *drhoom* aber kocht Liesl noch immer: *Sarma*.

Foto: Agnes Stelzer

Die Köchin bereitet Sarma gerne an kalten Wintertagen zu.

Für 4 Personen:
250 g Milchreis
2 Zwiebeln
2–3 Knoblauchzehen
1 Bund gehackte Petersilie
500 g gemischtes Hackfleisch
3 große Eier
Salz, Pfeffer
Paprikapulver (edelsüß)
1,5 kg Sauerkraut
2 Lorbeerblätter
300 ml Sahne
etwas Mehl
Wacholderbeeren

Reis bissfest vorkochen und etwas abkühlen lassen. Zwiebeln, Knoblauch und Petersilie hacken und mit Hackfleisch, Eiern und Reis vermengen. Mit reichlich Salz, Pfeffer und Paprikapulver würzen. Masse zu faustgroßen Knödeln formen. Ein Drittel des Sauerkrauts in einen Topf geben, Hackfleischknödel darauf legen und mit dem restlichen Sauerkraut bedecken. Lorbeerblätter und, falls nicht schon im Kraut, Wacholderbeeren zugeben. Am Rand mit Wasser aufgießen, sodass zwei Drittel des Inhalts im Wasser sind. Etwa 45 Minuten auf kleiner Flamme köcheln lassen. Falls nötig etwas Wasser nachgießen. Sahne mit etwas Mehl andicken. Paprikapulver und etwas Pfeffer zur Sahne geben und über die *Sarma* verteilen. Nochmals 10 Minuten köcheln lassen. Dazu Salzkartoffeln und ein kühles Bier servieren.

Sarma (türk. für Roulade) oder auch *Sarmale* (rum.) sind ein in ganz Südosteuropa bekanntes Gericht mit Hackfleisch und eingelegtem Kraut, meist als Krautwickel angerichtet. Bei einer ebenfalls weitverbreiteten Variante sind es Weinblätter, die gewickelt werden. Die geschichtete *Sarma*-Variante von Liesl ist bei den Siebenbürger Sachsen unter der Bezeichnung *Klaisenbricher Kreuckt* (Klausenburger Kraut) bekannt. Echte *Sarmale – gefällt Kreuckt* (gefülltes Kraut) – werden in deren Augen gewickelt.

Foto: Agnes Stelzer

Christine und Melitta an ihrem Herd in Bayern. In Almen stellten sie sogar ihre Küchentücher und Tischdecken selbst her.

Siebenbürgisch-sächsischer *Gedinst Kompastzalaut met Palukes*

In der Küche mit Christine und Melitta Friedsmann aus Almen (rum. Alma Vii)

Im 12. Jahrhundert warb das Königreich Ungarn um Bauern und Handwerker aus dem mitteleuropäischen Raum und gab ihnen Land im Karpatenbogen, im heutigen Siebenbürgen. Im Laufe der Jahrhunderte entwickelte sich aus den Siedlern, die größtenteils deutsche Dialekte sprachen, eine eigene kulturelle Gruppe: die Siebenbürger Sachsen.

Im Kreis Sibiu (dt. Hermannstadt), im heutigen Rumänien, liegt das Dorf Alma Vii (dt. Almen), in dem über Generationen viele Siebenbürger Sachsen lebten. Für sie heißt das Dorf Almen. Als 1933 Christine Friedsmann und 1961 auch ihre Tochter Melitta dort zur Welt kamen, waren die meisten Dorfbewohner Siebenbürger Sachsen. Nach der Hinrichtung Ceauşescus und der anschließenden Wende 1989 siedelte die Familie – wie viele Mitglieder dieser Minderheit – im Jahr 1990 nach Deutschland aus. Seitdem leben die Friedsmanns in Bayern. 2002 wurden nur noch weniger als eine Handvoll Siebenbürger Sachsen in Almen gezählt.

Wenn man sich mit Familie Friedsmann über die siebenbürgisch-sächsische Küche unterhält, fällt sehr bald auf, dass es Unterschiede bei der Bezeichnung der Gerichte gibt. Während der aus Agnetheln (rum. Agnita) stammende Familienvater, der in Hermannstadt das Gymnasium besuchte, die in der Stadt üblichen Speisenamen benutzt, verwenden die Frauen der Familie die ländlichen Varianten. So necken sie sich damit, dass sie den zu Feiertagen gebackenen Hefeteigkuchen *Hanklich* oder *Hunklich* nennen. Auch den Namen des hier abgedruckten Rezepts musste die Familie erst ausdiskutieren. Die weiblichen Familienmitglieder nennen das gekochte Ge-

richt *Kompastzalaut*, eine Abwandlung des ungarischen Wortes für Krautsalat – *káposztasaláta* – oder doch des slawischen Pendants *kapusta*? Sie erklären, dass die meisten Siebenbürger Sachsen unter *Kompastzalaut* jedoch einen Beilagensalat verstehen und eher die Bezeichnung *Gedinst Kreuckt* (gedünstetes Kraut) verwenden würden. Doch nicht nur bei den Namen, Zubereitungs- und Würzarten habe es bei den Siebenbürger Sachsen in Rumänien Unterschiede zwischen Dorf- und Stadtbevölkerung gegeben: Auf dem Land hätten die Frauen den ganzen Tag auf dem Feld und mit dem Vieh zu tun gehabt. Da sei im Gegensatz zur Stadtbevölkerung, deren Großzahl als Angestellte beschäftigt gewesen sei, nicht viel Zeit zum Kochen geblieben. Auf dem Land hätten die Familien vor allem an Feiertagen groß aufgekocht. An gewöhnlichen Tagen hätten sie viel *Palukes* (Polenta), *Sup* (klare Suppe), Lavent (dickere Suppe, von ung. *leves*) sowie *Tocană* (Eintöpfe) gegessen. Auch saure Suppen – wie bei den Rumänen üblich – hätten sie gekocht. Dabei übernahmen sie, ähnlich wie bei der *Tocană*, nicht nur das Rezept, sondern auch den Namen des rumänischen Gerichts, *ciorbă*, der wiederum einen Turzismus erkennen lässt, der sich in die unterschiedlichsten Küchen eingeschlichen hat (türk. *çorba*, bosnisch/kroatisch/serbisch *čorba*, alb. *çorbë*). Nach fast drei Jahrzehnten in Deutschland erzählt Christine, sie koche auch heute fast ausschließlich siebenbürgisch-sächsische Gerichte. Ihre Tochter aber habe nach ein paar Jahren in Deutschland damit begonnen, hiesige Rezepte auszuprobieren. Inzwischen sei nur noch etwa die Hälfte der von Melitta zubereiteten Rezepte siebenbürgisch-sächsischen Ursprungs.

Für 4 Personen:
400 g Bauchspeck
2 Zwiebeln
1 großer Krautkopf
2 Kohlrabi
Salz, Pfeffer
etwas Essig
2 Esslöffel Mehl
200 ml Milch
1 Becher Rahm
Polenta

Bauchspeck aufschneiden und im Topf anbraten. Herausnehmen und abkühlen lassen. Zwiebeln klein hacken und im selben Topf anbraten. Krautkopf und Kohlrabi fein hobeln, mit Pfeffer und Salz durchkneten. Die Mischung zu den Zwiebeln in den Topf geben und ohne Wasser unter ständigem Rühren im Fett anbraten, bis das Kraut zusammenfällt. Knapp mit Wasser bedecken und 30 Minuten köcheln lassen. Wenn alles weich ist, vorsichtig mit Salz, Pfeffer und Essig abschmecken. Zum Andicken das Mehl mit der Milch verrühren und in den Topf geben. Nochmals kurz aufkochen lassen. Mit dem angebratenen Bauchspeck, etwas Rahm, mit Wasser aufgekochter Polenta und frischem Brot servieren.

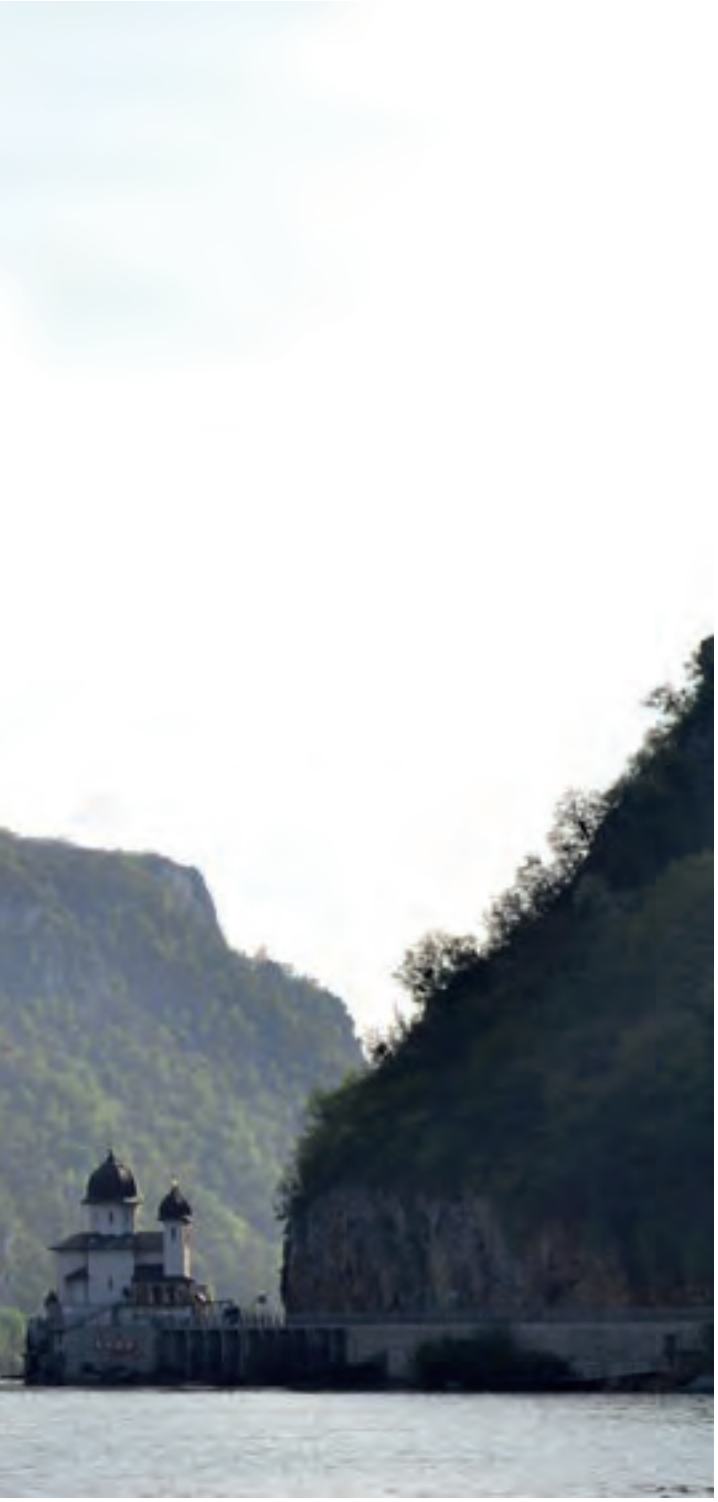
Foto: Agnes Stelzer

Zum Essen serviert der Familienvater einen selbstgebrannten Schnaps.

Gedinst Kompastzalaut wurde ursprünglich nur mit Kraut gemacht. Erst kurz bevor Familie Friedsmann nach Deutschland ausreiste, hatten sie auch Kohlrabi zur Verfügung. Seitdem macht Melitta das Gericht nicht mehr ohne Kohlrabi. Die alte Variante finde sie inzwischen zu langweilig. Laut den Köchinnen schmecke das Gericht noch besser, wenn man es in einem Römertopf aus Ton im Ofen zubereite.

Gegensätze auf engstem Raum

Zusammengestellt von **AGNES STELZER**



Die Schönheit der Natur um das Eiserne Tor kann dem Betrachter den Atem rauben.

Foto: Jan Bever

Im Landesinneren Rumäniens geht der Blick mancherorts über flaches Land bis zum Horizont.

Foto: Martin Maier

Wenige Kilometer entfernt von der Naturpracht am Eisernen Tor liegt das heute zum Großteil verfallene Industriegebiet der Stadt Drobeta – Turnu Severin in Rumänien.

Foto: Martin Maier

Die meisten Touristen der Donau-Kreuzfahrtschiffe beenden ihre Tour in Budapest. Aber auch am Eisernen Tor sieht man vereinzelt Personenschiffe.

Foto: Martin Maier

Die vielseitige Geschichte dieser Weltgegend in den vergangenen Jahrhunderten spiegelt sich auch in der Architektur der Städte wider. Hier ein Beispiel aus der Stadt Drobeta – Turnu Severin.

Foto: Martin Maier

Ein Beamter an der serbisch-rumänischen Grenzbrücke über die Donau. Zu Zeiten des Eisernen Vorhangs versuchten Menschen hier illegal den Fluss zu überqueren.

Foto: Jan Bever

Waterfront

Foto: Jan Bever

Flüchtlinge waschen ihre Kleidung in provisorischen Waschbecken hinter den Baracken – im Hintergrund die Baustelle der Belgrade Waterfront.

von
JAN BEVER

Es waren keine Grenzzäune, denen die Menschen im Belgrader Flüchtlingslager gegenüberstanden. Es waren die Bauzäune von Belgrade Waterfront, eines milliardenschweren und von Korruption umwitterten Städtebauprojektes der serbischen Regierung, gegen das die Zivilgesellschaft seit Jahren Sturm läuft. Das Lager umgab der beißende Geruch von menschlichen Exkrementen, Müll und brennendem Plastik – die Zustände prekär zu nennen wäre eine Beschönigung. Viel mehr als ein Dach über dem Kopf und eine Anlaufstelle, um Kontakte für den weiteren Weg nach Westeuropa zu knüpfen, boten ihnen die alten Bahnhofsbaracken nicht. Schließlich musste die Unterkunft den Kränen und Baggern des Megaprojekts weichen. Zunächst untersagte die serbische Regierung jede Hilfeleistung in dem Lager, sodass die lokalen Organisationen ihre Arbeit auf ein Minimum beschränken mussten und freiwillige Helfer aus dem Ausland auf eigene Faust die Essensausgabe übernahmen. Mitte Mai 2017 räumte die Polizei dann die Baracken der Flüchtlinge und Abrissbirnen machten das Lager dem Erdboden gleich. Ein ähnliches Schicksal ereilte ein Jahr zuvor Teile der Belgrader Lokalbevölkerung, deren Häuser über Nacht planiert wurden – auch sie hatten der Vision einer Welt aus Stahl und Glas am Ufer der Save im Weg gestanden.

Donau

Foto: Andrea Došenović

Andrea (*1993 in Ludwigsburg/Deutschland) zog 2012 für ihr Germanistikstudium nach Novi Sad/Serbien, wo sie derzeit ihren Bachelor beendet und an einer Sprachschule unterrichtet.

„Die Texte meines ersten Übersetzungsprojekts handelten von der Donau. Das Projekt hieß Danubylon, eine Zusammenarbeit der Universität Tübingen und der Universität in Novi Sad. Wir haben dort Texte von Karl-Markus Gauß übersetzt. Ich habe mit weiteren Studierenden den Essay "Die Donau hinab" bearbeitet. Darin wird die Donau zum einen als etwas Schönes, Verbindendes beschrieben, zum anderen wird sie in diesem Text als etwas Mystisches und als Ort des Verbrechens dargestellt. Letzteres wird durch das Massaker 1942 an der Donau erläutert, wofür es in Novi Sad auch ein Denkmal am Donauufer gibt.“

Flucht durch den Fluss

von **QAMLIJE LOKAJ**

Foto: KSF

„Da irgendwo sind wir rüber." KFS, der seinen Namen nicht gedruckt sehen möchte, dreißig Jahre nach seiner Flucht auf einer Radtour die Donau hinab.

"Meine Beweggründe für die Flucht waren weniger politischer Natur. Es war eher das Gefühl der Freiheit, des „Reisenkönnens" wie man damals sagte. Ich glaube auch, dass die DDR wahrscheinlich nicht so zerbröckelt wäre, wenn mehr Freizügigkeit da gewesen wäre. Im Sommer 1979 floh ich mit einem Kollegen über die Donau nach Jugoslawien, um nach Westdeutschland zu kommen.

Bei der Flucht half uns ein Freund, der schon vorher aus der DDR in die BRD geflohen war. Meine Eltern oder Freunde waren nicht eingeweiht. Wir trafen uns bereits vor der Flucht in der Tschechoslowakei, wo mein Freund uns Instruktionen gab. Er war Monate zuvor am Eisernen Tor herumgereist und zeigte uns Fotos von der Stelle, an der wir zur jugoslawischen Seite schwimmen sollten.

Wir verabredeten uns für den Sommer in Rumänien, wo er uns die letzten Hinweise gab und uns mit dem Auto ins Hinterland der Grenze fuhr, so etwa 20 Kilometer von der Donau entfernt. Diese Region ist sehr gebirgig und war damals auch wegen der Bären und Hirtenhunde gefährlich. Es gab außerdem das Gerücht, dass die Schäfer Kopfgeld für aufgegriffene Flüchtlinge bekämen.

KFS: „Das Klettern an den steilen Felsen der Sächsischen Schweiz hat mir Lust auf größere Abenteuer gemacht. Also schwamm ich durch die Donau in die Freiheit."

Wir gingen mehrere Tage möglichst viel im Dunkeln, um jeglichen Kontakt zu Hirten und Holztransportern zu vermeiden. Es war ein unglaublich heißer Sommer und wir fanden kaum Wasser. Nach ein paar Tagen näherten wir uns dem Eisernen Tor, mussten aber feststellen, dass wir nicht den Hauptarm der Donau erreicht hatten und dass die tatsächliche Grenze noch weiter entfernt lag. Das kostete uns noch einmal eineinhalb Tage. Wir hatten schrecklichen Durst. Da war die Hoffnung dahin und mein Partner war so demoralisiert, dass er kurz davor war aufzugeben und sich der rumänischen Polizei zu stellen. Wir schafften es aber dennoch, bis an die Donau heranzukommen.

Am Eisernen Tor gab es regen Schiffsverkehr, man musste sehr aufpassen. Kurz vor dem Morgengrauen schwammen wir los und verloren uns bald im Wasser. Wir hatten vereinbart, keine Rücksicht aufeinander zu nehmen. Die Versuchung, vom Donauwasser zu trinken, das durch sieben Länder geflossen war, war groß. Wir verkniffen es uns, obwohl wir vollkommen dehydriert waren. Am Rand der ersten Straße auf jugoslawischer Seite baute jeder von uns kleine Steinmänner als Zeichen. Wir versteckten uns dahinter im Wald. Unser Freund fuhr tagelang um 6 Uhr mit seinem Käfer die Straße entlang. Er fand uns an diesem Morgen beide. Wir sahen wie wilde Tiere aus, sagt er bis heute.

In Jugoslawien fuhren wir dann nicht zur bundesdeutschen Botschaft. Es gab das Gerücht, die DDR würde diese Botschaft überwachen. Es war auch nicht klar, wie die Jugoslawen mit Leuten wie uns umgehen würden, wenn sie uns aufgreifen würden. Deswegen fuhren wir an die Grenze zu Österreich, überquerten sie zu Fuß im Wald und unser Freund sammelte uns hinter der Grenze wieder ein. Wir sind dann zum Konsulat gefahren. Der Beamte verstand die Welt nicht mehr, als wir ihm unsere Geschichte erzählten."

"Mein Name ist Mohamad Abulrahman, ich bin 22 Jahre alt. Ich bin in Syrien geboren und aufgewachsen. Meine Eltern stammen aus Palästina. Auch sie waren einst Flüchtlinge und hatten in Syrien ein neues Zuhause gefunden.

Ich habe in Aleppo Mathematik studiert. Als der Krieg bei uns im Land immer schlimmer wurde, entschieden meine damals 28-jährige Schwester und ich, zu fliehen.

2015 flüchteten wir zunächst in die Türkei. Weil wir weiter nach Deutschland wollten, haben wir einen Schlepper bezahlt, damit er uns übers Meer nach Griechenland bringt. Doch die Bootsfahrt war länger und anstrengender, als wir gedacht hatten. Nach ein paar Stunden im Meer entdeckte uns die griechische Polizei. Wir hatten große Angst, als sie mit ihrem Boot immer wieder an unseres gestoßen ist, damit wir umkehren. Die meisten Leute im Boot konnten ja nicht schwimmen. Es waren auch Frauen und Kinder dabei. Die griechische Polizei hat daraufhin die türkische Grenzpolizei informiert. Diese nahm uns fest und steckte uns für zwei Tage ins Gefängnis.

Mir war nun klar, dass das Meer für die weitere Flucht keine Alternative mehr war. Die Angst, wieder auf diesem großen, blauen und gefährlichen Meer zu sein und noch einmal erwischt und vielleicht auch getötet zu werden, war zu groß. Deswegen haben wir uns dazu entschieden, die Flucht über den Fluss Mariza zwischen der Türkei und Griechenland zu wagen. Ein Schlepper versprach, uns für 1.500 Dollar bis nach Athen mitzunehmen. Erst brachte er uns mit Autos bis in die Nähe der Grenze. Von dort aus mussten wir zwei Stunden lang zur Grenze laufen und am Fluss warten, bis es dunkel war und wir die Überfahrt in Angriff nehmen konnten.

Die Flussstrecke, die wir überqueren mussten, war zwar kurz, nur etwa 100 Meter. Doch wegen der Strömung war sie gleichzeitig sehr gefährlich. Ich hatte keine Angst um mich selbst. Ich dachte eher an meine Schwester. Sie konnte nicht schwimmen. Wir waren insgesamt 15 Personen in einem kleinen Boot. Auf der anderen Seite angekommen, mussten wir wieder mehrere Stunden zu Fuß gehen, bis wir von ein paar Männern abgeholt wurden, die uns nach Athen fuhren. So hatten wir es mit dem Schlepper in der Türkei vereinbart. So sind wir immer wieder weiter geflüchtet, mal mit Autos und mal zu Fuß, bis wir in Deutschland ankamen.

Ein Freund aus meinem Dorf wollte vor sieben Monaten über die gleiche Route nach Syrien zurückgehen, weil er in Deutschland viele Probleme hatte und seine Familie noch in Syrien war. Er hat die Flussüberquerung zwischen Griechenland und der Türkei leider nicht überlebt. In letzter Zeit bieten dort nicht mehr so viele Schlepper ihre Bootsfahrten an. Die Strecke wird jetzt überwacht und die Grenzpolizei ist bereit zu schießen. Also versuchte mein Freund, mit vier anderen durch den Fluss zu schwimmen. Er hatte einen Rucksack dabei und versuchte, damit auf die andere Seite zu gelangen. Die Strömung war so stark, dass sie ihn schnell nach unten gezogen hat. Die anderen, die dabei waren, haben uns berichtet, dass er plötzlich verschwunden war. Sie trauten sich auch nicht mehr, ins Wasser zu springen und nach ihm oder seiner Leiche zu suchen. Wir wissen bis heute nicht, was mit ihm geschehen ist.

Mohamad Abulrahman: „Die Mariza war meine letzte Hoffnung. Meinen Freund kostete sie das Leben."

Ich denke oft an die Hindernisse auf der Flucht: das Meer, den Fluss, den Wald, die vielen Grenzen, die wir überqueren mussten, Erwachsene und Kinder, die schreien und große Angst haben. Ich bin sehr glücklich, dass ich hier in Deutschland angekommen bin und mein Ziel erreicht habe."

Foto: Qamlije Lokaj

Mohamad plant ab Oktober 2017 Maschinenbau in Regensburg zu studieren.

Der Fluss Mariza

Dieser Grenzfluss wird von vielen Flüchtlingen als Fluchtweg benutzt, um in die EU zu gelangen. In den letzten Jahren ertranken viele Flüchtlinge bei dem Versuch, Griechenland auf diesem Flussweg zu erreichen.
Während die Berichterstattung in den Medien eher auf die im Meer ertrunkenen Flüchtlinge fokussiert ist, bleibt ungewiss, wie viele Menschen im Fluss Mariza ihr Leben verloren haben.

Das Nadelöhr der Donau

Am Eisernen Tor brechen die gewaltigen Wassermassen der Donau durch ein geschütztes Stück Wildnis. Auf Erkundungstour mit der rumänischen Park-Rangerin Amalia Dumbravă.

Foto: Agnes Stelzer

von **TILMAN SCHÄCHTELE**

Dicht an dicht säumen tiefgrüne Wälder die steilen Hänge entlang der Donau. Immer enger und felsiger wird das Tal, durch das sich der Strom an der Grenze zwischen Rumänien und Serbien zwängt. Gelbe Wildtulpen krallen sich in die schroffen Klippen, die Hunderte Meter in die Höhe ragen. Die Donau ist schon in Budapest 600 Meter breit und kurz bevor sie ins Schwarze Meer mündet mehr als einen Kilometer. Aber hier hat sie sich durch eine 150 Meter schmale Schlucht, das Eiserne Tor, ihren Weg durch die Ausläufer der Südkarpaten gebahnt.

Der Donaudurchbruch an der Grenze zwischen Serbien und Rumänien. Auf rumänischer Seite liegt das orthodoxe Kloster Mraconia.

Foto: Sofia Dreisbach

Die Biologin Amalia Dumbravă liebt es, auf dem Wasser unterwegs zu sein – auch wenn sie gar nicht schwimmen kann.

Die vielen Felsen im Engpass machten es jahrhundertelang beinahe unmöglich, den Strom an dieser Stelle zu befahren – bis Jugoslawien und Rumänien beschlossen, ein gigantisches Wasserkraftwerk zu errichten. Den Grundstein an der gemeinsamen Grenze legten die Staatspräsidenten Josip Broz Tito und Gheorghe Gheorghiu-Dej im Jahr 1964. Klippen wurden gesprengt, die Donau gestaut, das Tal geflutet. Der riesige Stausee, der entstand, nahm dem einst von Schiffskapitänen gefürchteten Nadelöhr der Donau seinen Schrecken. Seit 1972 ist das Wasserkraftwerk in Betrieb. Bis heute zählt es zu den leistungsstärksten in Europa, nur in Russland gibt es größere. Ein Drittel des rumänischen Stroms wird aus Wasserkraft gewonnen. Die Hälfte davon stemmt allein die Donau am Eisernen Tor. Und das, obwohl sich Serbien und Rumänien die Energie des Grenzflusses brüderlich teilen.

Foto: Sofia Dreisbach

Am liebsten ist Amalia Dumbravă in der Natur. Um die Arbeit der 14 Ranger im Naturpark Eisernes Tor zu koordinieren, sitzt sie aber auch häufig im Büro.

Foto: Heiner Grunert

Nicht nur Frachtschiffe verkehren auf dem Strom. Es gibt auch immer mehr Flusskreuzfahrten auf der Donau.

Wenn Familien im Naturschutzgebiet grillen, drückt Dumbravă hin und wieder ein Auge zu: „Hauptsache, sie nehmen ihren Müll mit."

Amalia Dumbravă wurde in Turnu Severin geboren, einer rumänischen Stadt einige Kilometer flussabwärts. Wenn sie mit dem Motorboot durch die Schlucht jagt, ist sie jedes Mal aufs Neue fasziniert von der eindrucksvollen Kulisse und filmt sie mit ihrer Kamera. Nur für ihr Biologiestudium in Timișoara, erzählt sie, hatte sie der Donau vier Jahre lang den Rücken gekehrt. Und selbst damals kam sie beinahe jedes Wochenende zurück ins Grüne. Entlang der beiden Ufer erstrecken sich zwei Naturschutzgebiete: auf serbischer Seite der Nationalpark Đerdap, in Rumänien der Naturpark Porțile de Fier. Braunbären, Wölfe, Luchse, Adler und Kormorane sind hier zu Hause. Und mit ihnen Dumbravă: Die 32-jährige Biologin koordiniert die Arbeit der 14 Ranger auf rumänischer Seite.

Dumbravă und ihr Team sind jedoch mehr auf dem Land unterwegs als auf dem Wasser. Gut 1.200 Quadratkilometer misst der Naturpark, viermal so viel wie das Stadtgebiet von München. Jeder Ranger betreut ein eigenes Areal, zählt den Wildtierbestand, beobachtet die Pflanzenwelt. Die wichtigste Aufgabe bestehe aber darin, die Bevölkerung für den Naturschutz zu begeistern: Abfall vermeiden, das Auto mal stehen lassen – in Rumänien längst keine populären Themen. Es fehle das Bewusstsein dafür, so Dumbravă. Wenn Familien im Naturschutzgebiet grillen, drückt sie hin und wieder ein Auge zu: „Hauptsache, sie nehmen ihren Müll mit."

So sehr sie das Grüne liebt, drei von fünf Tagen in der Woche verbringt Dumbravă im Büro, organisiert, dokumentiert, schreibt Anträge – Papierkram, der Umwelt zuliebe. Zum Beispiel für gemeinsame EU-Projekte mit den Nach-

barn. Serbien ist hier zum Greifen nahe, Tiere und Pflanzen sind diesseits und jenseits des Ufers die gleichen, doch die Zusammenarbeit scheitert oft schon an der Sprache. Ein Problem sind für die Biologin auch die unterschiedlichen Bestimmungen. Auf rumänischer Seite gelten strenge Naturschutzregeln, Serbien passt sich den EU-Standards erst an. Manchmal jedoch kommen Dumbravă und ihre serbischen Kollegen gar nicht umhin, grenzüberschreitend zu arbeiten. Gemeinsam überwachen sie etwa die Vogelpopulationen: Die Seeadler und Kornweihen lassen sich in ihrem Flug von keinem Fluss aufhalten, für die Silberreiher ist die Donau der Lebensraum.

Birdwatching-Touren, Bergwanderungen und Bootsfahrten ziehen Jahr für Jahr mehr Besucher an. Sie kommen hierher, an den äußersten Rand Rumäniens, von wo Tausende junge Menschen auf der Suche nach Arbeit abwandern. Raus aus der Großstadt, Auszeiten nehmen, das ist in Mode. Für die Region bedeutet das eine Chance: alternativer Natur-Tourismus. Statt großer Hotelburgen kleine Pensionen, von denen es allein auf rumänischer Seite mehr als hundert gibt. Damit steigt auch die Hoffnung auf Arbeitsplätze. Dumbravă ist nur ein Beispiel dafür, dass es gute Gründe gibt, hier wohnen zu bleiben.

Die Natur kennt keine Grenzen, heißt es. Doch die Donau, zwischen Schwarzwald und Schwarzem Meer fast 3.000 Kilometer lang und die Lebensader der Region, trennt Länder und Lebensräume. Mit einer Ausnahme, berichtet Dumbravă. Nämlich dann, wenn alle paar Jahre die Donau zufriert. So ist im vergangenen Winter ein Reh über das Eis von Serbien nach Rumänien gelaufen und hat auf der anderen Seite des Stromes ein neues Zuhause gefunden.

Serbien ist hier zum Greifen nahe, Tiere und Pflanzen sind diesseits und jenseits des Ufers die gleichen, doch die Zusammenarbeit scheitert oft schon an der Sprache.

Foto: Sofia Dreisbach

Am Ufer des Donaukessels thront die höchste Felsskulptur Europas: eine Statue des Dakerkönigs Decebalus.

Foto: Naturpark Eisernes Tor

Die Flusslandschaft ist eine Oase für mehr als 200 Vogelarten – und Touristen kommen für Natururlaub mit Birdwatching.

Die gelbe Wildtulpe ist ein Endemit des Eisernen Tors. Sie wächst also nur hier – und nur am rumänischen Ufer. Auf serbischer Seite sucht man sie vergeblich.

Foto: Naturpark Eisernes Tor

Foto: Heiner Grunert

Freie Fahrt voraus: Seit 1972 das Kraftwerk eingeweiht wurde, ist die Durchfahrt für Schiffe einfacher geworden. Früher liefen viele Kähne im Engpass auf Grund.

Port Cetate – ein Hafen der Kunst

Foto: Florian Kührer-Wielach

Etwas abseits des Dorfes Cetate liegt der renovierte Kulturhafen inmitten der Natur.

von **AGNES STELZER**

Mircea Dinescu, Jahrgang 1950, ist einer der bedeutendsten rumänischen Schriftsteller, Journalisten und Bürgerrechtler. In den 70er-Jahren noch mit zahlreichen offiziellen Auszeichnungen bedacht, fiel er in den 80er-Jahren wegen seiner regimekritischen Haltung in Ungnade, erhielt Publikationsverbot und Hausarrest. Dinescu wurde zu einer Symbolfigur des Widerstandes gegen die Diktatur Ceauşescus. Er war schließlich derjenige, der dem rumänischen Volk den Fall des Staatsoberhaupts am 22.12.1989 live im Fernsehen verkündete. Nach der Wende reüssierte er als Medienunternehmer und Kulturfunktionär. 1997 erwarb er einen kleinen, verlassenen Donauhafen in der Gemeinde Cetate und begann, die 1880 errichteten, völlig heruntergekommenen Wirtschafts- und Verwaltungsgebäude des ehemaligen Agrarhafens nach und nach zu renovieren. So entstand der Kulturhafen Port Cetate, ein ebenso idyllischer wie vitaler Ort des künstlerischen Austauschs. Regelmäßig finden dort Seminare für Poesie, bildende Kunst, Journalismus und Kulturverständigung sowie Übersetzungsworkshops statt. Restaurant und Hotel des Kulturhafens stehen auch Gruppen- und Individualreisenden offen.

Donau

Foto: Agnes Stelzer

Sergiu (*1973 in Iaşi/Rumänien), Programmkoordinator der Foundation of Poetry des Kulturhafens in Cetate/Rumänien, lebte bis zum Abitur an der Grenze Rumäniens zur Republik Moldau, danach elf Jahre in Japan und vier Jahre in Belgien, bevor er nach Cetate zog.

„Zur Zeit des Kommunismus war die Donau eine Grenze. Normalerweise richten Grenzer ihre Waffen nach außen, damit niemand eindringt. In Rumänien war das umgekehrt – hier wurden die Waffen nach innen gerichtet, damit niemand aus dem Land flieht. Damals wurde versucht, die Grenze schwimmend in Richtung Serbien zu überqueren. Heutzutage warten wir darauf, dass wir die Donau mit dem Boot nach Bulgarien überqueren dürfen. Noch ist das nicht möglich. Man muss die Grenze an festen Übergängen passieren.“

Mit dem Rücken zum Strom

Eine brückenarme Geschichte der unteren Donau

von **JAN BEVER**

Am unteren Lauf der Donau – von ihrem Durchbruch am Eisernen Tor bis zu den Weiten des Donaudeltas – verbinden bis heute erstaunlich wenige Brücken die beiden Ufer. Denn während der letzten zwei Jahrtausende diente der Strom Imperien, Königreichen und Fürstentümern als ein natürliches Hindernis, das den Einfall von Feinden erschwerte.

Die frühesten Kenntnisse über eine Brücke in dieser Gegend gehen auf Kaiser Traian zurück. Wie der Rhein oder der Euphrat bildete auch die Donau einen Teil der römischen Reichsgrenze, des Limes. Nachdem Traians Truppen erfolgreich auf einer Pontonbrücke die Donau überquert und den Dakerkönig Decebal besiegt hatten, ließ der Kaiser 105 n. Chr. eine Holzbrücke über die Donau zum Stützpunkt Drobeta (heute Drobeta-Turnu Severin, Rumänien) bauen. Die weitere Eroberung und Kolonisierung des Gebiets nördlich der Donau wurde jedoch zunehmend vom Einfall der Gepiden und Goten gestört und so zog sich das Römische Reich unter Kaiser Aurelian 272 n. Chr. wieder ans Südufer zurück. Die Brücke zerstörte man danach.

Kaiser Konstantin der Große wagte 330 n. Chr. bei Oescus (heute nahe Nikopol, Bulgarien) erneut einen Brückenbau an das nördliche Ufer, diesmal für einen Feldzug gegen die Goten. Im Zuge der Völkerwanderung überquerten Westgoten, Hunnen, Slawen, Awaren und Protobulgaren die Donau, sodass auch diese Brücke vierzig Jahre später wieder zerstört wurde. Ab diesem Zeitpunkt floss der Strom in dieser Region jahrhundertelang ohne gesicherte Übergänge dem Schwarzen Meer entgegen.

Foto: Rapsak, Wikimedia Commons, lizenziert unter CC BY-SA 2.0

Die römische Traiansbrücke aus dem frühen 2. Jahrhundert nach Christus. Rekonstruktion von E. Duperrex von 1907.

Über das Mittelalter und die Neuzeit hinweg blieb die Donau für das Byzantinische Reich, das Zweite Bulgarische Reich und später das Osmanische Reich eine Grenze, die mit Festungen am Südufer wie in Vidin, Nikopol oder Silistra (alle im heutigen Bulgarien) gesichert wurde. Das Fürstentum Walachei schützte seine Grenze am Nordufer mit Befestigungen in Severin (heute Drobeta-Turnu Severin, Rumänien) oder Turnu (heute Turnu Măgurele, Rumänien) und Giurgiu (heute Rumänien). Freilich boten auch diese Grenzsicherungen keinen absoluten Schutz vor Feinden, doch verhinderten sie bewusst Verbindungen zum anderen Ufer. Wer die Donau überqueren wollte, musste dies mit dem Schiff tun, an einer der Furten auf Niedrigstand hoffen oder auf eine feste Eisdecke im Winter warten.

Vor allem in den letzten 150 Jahren stellten Schiffs- und Pontonbrücken in Kriegszeiten immer wieder kurzfristige Lösungen für das Übersetzen von Truppen dar – für das Russische Reich im Krieg gegen das Osmanische Reich 1877–1878 und die Kriegsparteien im Ersten und Zweiten Weltkrieg.

Foto: Le Miroir, Nr. 163, 07.01.1917.

Rumänische Truppen überqueren die Donau während der Flămânda-Offensive 1916 auf einer Pontonbrücke.

1895 eröffnete Carol I., Monarch des unabhängigen Königreichs Rumänien, in Cernavodă die erste Brücke am unteren Lauf der Donau nach 1500 Jahren. Sie verband die Hauptstadt Bukarest mit dem wichtigen Schwarzmeerhafen Constanţa. Auch für den Bau einer Brü-

cke zum seit 1878 unabhängigen bulgarischen Nachbarn gab es bereits 1909 Pläne. Über die Weltkriege hinweg blieb die Donau jedoch beiden Uferstaaten eine „unüberbrückte“ Grenze.

In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg herrschten in den Uferstaaten am unteren Lauf der Donau sozialistische Regime – auf den ersten Blick ein Grund, Brücken zwischen den „Bruderstaaten“ zu bauen. Zwischen 1952 und 1954 errichteten Rumänien und Bulgarien bei Giurgiu und Ruse mit sowjetischer Hilfe die „Brücke der Freundschaft“ . Mit wahrer Freundschaft hatte dies jedoch nicht viel zu tun. Die Reisefreiheit war durch eine Visumspflicht für die Bevölkerung an beiden Ufern stark eingeschränkt und eine restriktive Zollpolitik minderte den wirtschaftlichen Nutzen der Brücke. Das Bauwerk stellte vielmehr einen Teil der strategischen Nord-Süd-Route in der Geopolitik der Sowjetunion dar.

Oft nannten westliche Beobachter die Donau ab Ungarn „Rote Donau“. In der Realität standen die Uferstaaten aber eher mit dem Rücken zum Strom, denn ihn als sozialistische Lebensader zu betrachten. Jugoslawien hatte bereits 1948 mit Moskau und dem kommunistischen Block gebrochen und Rumänien versuchte sich seit den 1960er-Jahren von der Sowjetunion zu lösen.

Mithilfe westlicher Kredite bauten diese beiden Länder unter der Führung Ceaușescus und Titos von 1964 bis 1972 einen Staudamm am Eisernen Tor. Dieses Prestigeprojekt blieb jedoch – neben seiner Funktion als Wasserkraftwerk – der einzige Straßenübergang auf der 250 Kilometer langen Flussgrenze beider Länder. Bei der Fertigstellung des Damms ließ die Stauung der Donau den Wasserpegel um 35 Meter ansteigen. Dörfer, Landstraßen und die berühmte Inselfestung Ada Kaleh (nahe Orșova, Rumänien) versanken. 1984 wurde ein zweiter Staudamm 80 Kilometer flussabwärts mit weniger verheerenden Folgen errichtet.

Rumänien erneuerte die Cernavodă-Brücke und baute eine weitere auf eigenem Territorium in Giurgeni, doch blieben dies innerrumänische Erschließungsprojekte. Zwar verhandelten Rumänien und Bulgarien ab den 1970er-Jahren über eine zweite grenzüberschreitende Brücke, doch fehlten zum Erfolg ein klarer politischer Wille, das Geld und der Konsens, wo die Brücke letztlich gebaut werden sollte.

Foto: Erich Westendarp, pixelio.de

Der 1972 fertiggestellte Staudamm Eisernes Tor I (rum. Porțile de Fier I; serb. Đerdap I).

Dies änderte sich erst mit dem Ende des Staatssozialismus. In den 1990er-Jahren plante die Europäische Union ein gesamteuropäisches Netz von Verkehrswegen, die „Paneuropäischen Verkehrskorridore“. Korridor IV sollte Dresden und Istanbul auf kürzestem Wege verbinden. Weil die „Brücke der Freundschaft“ für diese Fernstraße deutlich zu weit östlich lag, einigten sich Vertreter Bulgariens, Rumäniens und der EU nach langen Verhandlungen auf den Bau einer neuen Brücke bei Vidin und Calafat. Das nötige Geld für diese zweite Brücke zwischen den beiden Ländern wurde zur einen Hälfte von der EU gezahlt, zur anderen – zunächst über Kredite – von den beiden Ländern selbst. Nach sechs Jahren Bauzeit konnte 2013 die zweite rumänisch-bulgarische Brücke mit dem etwas nüchternen Namen „Donaubrücke 2“ eröffnet werden. So führen heute auf 1.000 Kilometern Flusslänge zwischen Eisernem Tor und Schwarzem Meer sechs Straßenübergänge über die Donau – drei weniger als im Budapester Stadtgebiet.

Foto: Jan Bever

Die „Donaubrücke 2“ wurde 2013 fertiggestellt und ist eine von zwei Brücken auf der über 450 Kilometer langen Donaugrenze zwischen Rumänien und Bulgarien.

Mit dem Rad nach Rumänien

Der Brückenzoll an der „Donaubrücke 2“ beträgt für einen Pkw etwa sechs Euro. Bei einem Durchschnittslohn von 280 Euro in der Region Vidin ist dies eine teure Angelegenheit. Überquert man die Brücke zu Fuß oder mit dem Fahrrad, zahlt man nichts. Deshalb kann man sich nun zwischen Vidin und Calafat Elektrofahrräder ausleihen. Zwei Leva (ein Euro) für drei Stunden machen den Ausflug in die jeweilige Zwillingsstadt deutlich erschwinglicher.

BALKANROUTE

Heroin wird größtenteils über die sogenannte Balkanroute nach Westeuropa geschmuggelt. Die wenigen Brücken am unteren Lauf der Donau bilden strategische Punkte für den Kampf gegen den Schmuggel.

von **JAN BEVER**

Unter dem Begriff Balkanroute versteht man vor allem eine Migrationsroute. Für Zöllner aber bedeutet die Balkanroute etwas anderes. Im Unterschied zu Grenzpolizisten sind sie auf der Suche nach illegalen Waren und Steuerbetrug. Sie fahnden nach Tabak und Drogen, riesigen Bargeldsummen, Falschgeld und Waffen. Am Grenzübergang Vidin-Calafat zwischen Bulgarien und Rumänien meint der Begriff Balkanroute vor allem den Heroin-Handelsweg von Afghanistan über die Türkei nach Westeuropa und seit Neuestem auch den Ecstasy-Transport in der Gegenrichtung: von Westeuropa in die Türkei.

Die Grenze zwischen Bulgarien und Rumänien verläuft überwiegend entlang der Donau. Trichterartig zwängt sich der Großteil des internationalen Verkehrs daher auf die einzigen beiden Brücken entlang der über 450 km langen Flussgrenze: zwischen Vidin und Calafat sowie zwischen Ruse und Giurgiu. Rechtlich gesehen ist dies eine Grenze zwischen zwei EU-Staaten, die keine Mitglieder des Schengen-Abkommens sind. Aus diesem Grund kontrolliert die Grenzpolizei alle Passanten an den Übergängen. Innerhalb der EU gilt der freie Warenverkehr, deswegen finden dort keine regelmäßigen Zollkontrollen statt. Der bulgarische Zoll nutzt jedoch die strategische Lage der beiden Grenzübergänge gemäß seinem landesweiten Kontrollrecht, um Schmugglern auf die Spur zu kommen.

90 Prozent des Heroins auf dem westeuropäischen Markt kommen über die Balkanroute. Geschätzt die Hälfte davon passiert den Grenzübergang bei Vidin – für die Zöllner eine gute Gelegenheit, stichprobenartig verdächtige Fahrzeuge aus dem Verkehr zu ziehen. Verdacht erregen Fahrer neu zugelassener Fahrzeuge oder solche mit leerem Fahrtenbuch, da diese womöglich etwas zu verbergen haben. In doppelten Böden und Wänden oder in geteilten Treibstofftanks finden die Zöllner oft kiloweise Heroin. Eine besonders große Ladung entdeckten sie in doppelbödigen Pappkartons, in denen Handtücher für Luxushotels verpackt waren. Bei einer anderen Lieferung war das Heroin in ausgeschnittenen Gipsplatten versteckt.

Sammlung von ausgebauten Schmuggelverstecken des bulgarischen Zolls in Vidin. Häufig handelt es sich um manipulierte Benzintanks .

Foto: Jan Bever

Am Grenzübergang Vidin steigt seit 2009 die Zahl der Heroin-Funde. Meist erwischen die Zöllner Schmuggler mit kleineren Mengen bis zu 50 kg in präparierten Autos, hin und wieder gehen ihnen aber auch – wie im September 2014 – Lkw-Ladungen von bis zu 200 kg ins Netz.

„Früher hat hier jede große Sicherstellung zu einem Preisanstieg auf den Straßen Westeuropas geführt. Mit den jährlichen Rekordernten in Afghanistan gibt es aber ein Überangebot an Opium, sodass der Marktpreis trotz aller Erfolge stabil bleibt“, erklärt Gerd Eberhardt, Verbindungsbeamter des Deutschen Zolls in Bulgarien, Rumänien und Mazedonien.

Mit den Rekordernten steigt auch der Profit im Heroin-Geschäft. Die Vereinten Nationen schätzen, dass allein auf der Balkanroute mit dem Heroin-Schmuggel jährlich ein Umsatz von 20 Milliarden US-Dollar gemacht wird. „Es gibt da etwas, das all diese Sicherstellungen gemeinsam haben: Das Fahrzeug gehört niemals dem Fahrer. Und: Die meisten Fahrer sind jung und auf der Suche nach dem schnellen Geld“, erklärt Ivajlo Poakov, Leiter der Vidiner Zolleinheit, die in den 90er-Jahren mit deutscher Hilfe ausgebildet wurde.

Die Einheit geht äußerst akribisch vor, die Zöllner haben jahrelange Erfahrung und einen geschulten Blick für präparierte Fahrzeuge. Doch selbst wenn solche Gründlichkeit zum Erfolg führt, gibt es auch beim bulgarischen Zoll schwarze Schafe. Denn das Monatsgehalt eines bulgarischen Zöllners beträgt 300 Euro – und das weiß eine Milliardenbranche wie der Heroin-Handel schnell in zwei Jahresgehälter umzuwandeln.

Foto: Davric, Public Domain

In Afghanistan wird Schlafmohn angebaut. Die Blüten werden zu Opium verarbeitet, aus dem später, mit Essigsäureanhydrit angereichert, Heroin hergestellt wird.

Durchschnittlicher Preis für 1 kg Heroin:

- in der Türkei: 8.000 Dollar (illegaler Großhandel)
- in Deutschland: 30.000 Dollar (illegaler Großhandel); 57.000 Dollar (Straßenhandel)

Durchschnittlicher Reinheitsgehalt von Heroin bei Sicherstellungen:

- Bulgarien: 50–60 % (illegaler Großhandel)
- Deutschland: 32,7 % (illegaler Großhandel); 16,5 %(Straßenverkauf)

Ein Reinheitsgehalt über 20 % wäre für die meisten Abhängigen tödlich.

(Quelle: United Nations Office on Drugs and Crime Report 2014. Preise zur Vergleichbarkeit in US-$)

„Aus einem Kilo Rohheroin kriegt man durchs Strecken etwa die fünffache Menge für den Straßenverkauf – das ist der eigentliche Gewinn des Heroin-Geschäfts.“
Gerd Eberhardt, Verbindungsbeamter des Deutschen Zolls

Foto: Danilo Krnjaić

Kooperation über Flüsse hinweg. Das serbische Novi Sad könnte über die Donauraumstrategie stärker in die Wirtschaftspolitik der Europäischen Union einbezogen werden.

Die Donau gerät zunehmend ins Blickfeld der EU. Wie der Rhein soll auch sie dazu beitragen, Frieden und Kooperation in Europa zu stärken. Doch kann eine „von oben" initiierte und gesteuerte Verbundenheit entlang der Donau zum Erfolg führen?

Donau, Raum, Strategie

von **RAPHAEL FELIX RÜSCHENDORF**

Wenn sich der Hafenarbeiter Draško Milčić morgens an das Ufer der Donau begibt, betrachtet er den Sonnenaufgang, dessen Spiegelungen ihm vollkommen surreal erscheinen. Für Milčić ist es kein schöner Ort, denn hier kommen die Bilder der blutigen 1990er-Jahre, als Krieg und Gräueltaten seine serbische Heimat erschütterten, in sein Gedächtnis. An die Zeit, in der mehrere seiner Bekannten verletzt wurden oder gar starben, erinnert er sich ungern. Mit anderen darüber sprechen kann er nicht. Was er erlebt und ihn zum Schweigen gebracht hat, kann man nur erahnen.

Im Gespräch mit ihm wird rasch deutlich, dass er den Fluss als klare Grenze ansieht. Als Grenze, die die Nationen trennt und so den Frieden in der Region wahrt. Doch passt eine solche Sichtweise noch ins 21. Jahrhundert, in dem Kooperation und Zusammenarbeit als wichtige Garanten der globalen Friedensstruktur dienen?

Die Europäische Union versucht, die völkerverbindende Funktion der Donau zu stärken. 2011 wurde ein entsprechendes Programm mit dem sperrigen Titel „Strategie der Europäischen Union für den Donauraum" (EUSDR) ins Leben gerufen.

Doch Milčić blickt mit Skepsis auf diese hochgesteckten Zielvorstellungen: „2857 Kilometer für Frieden, Freundschaft und Zusammenarbeit?", fragt er. „Wo soll dieser illusorische Zustand sein? Hier sind weiterhin Serben, drüben Kroaten! Der Fluss ist die Grenze".

Foto: Danilo Krnjaić

Wie erreicht man, dass es Menschen durch politische Raum-Strategien wirklich besser geht?

Die Strategie und der „einfache" Bürger

Christian Weinberger, der im österreichischen Außenministerium für die strategiebezogene Wirtschaftskoordination tätig ist, vertritt die Ansicht, dass eine solche Skepsis nicht angebracht sei. Die Strategie könne nämlich erhebliche Erfolge vorweisen. Sie stelle eine vielseitig genutzte Plattform für offizielle wie inoffizielle Zusammenarbeit dar: „Kooperation braucht immer Anknüpfungspunkte – und diese bietet die Strategie".

Gerade in Regionen, in denen häufiger Konflikte entflammen, könnten solche Initiativen bedeutende Wirkungen entfalten, ergänzt Jörg Mirtl, ehemaliger Fachreferent für das Koordinationsbüro „Verstärkung der institutionellen Kapazitäten und Kooperation".

Insbesondere Organisationen, Unternehmen und Institutionen würden von der Strategie profitieren, meint Weinberger. Doch die Auswirkungen „fließen nicht selten auch in die alltäglichen Aktivitäten ein", wobei sie allerdings nicht so offensichtlich seien.

Deshalb verwundert es nicht, dass Draško Milčić von der Strategie bisher kaum etwas gehört hat und auch wenig dazu sagen kann. Der „einfache" Bürger kommt mit ihr nicht direkt in Kontakt.

Und doch könnte die EU-Strategie Auswirkung auf den Hafenarbeiter Milčić haben, denn viele Projekte wirken im Hintergrund, betont Weinberger – etwa dass Qualität und Umfang der im Hafen umgeschlagenen Güter vergleichbar sind oder die Verfügbarkeit von Daten zur Wasserstraßeninfrastruktur gewährleistet wird.

Bulgarien, Rumänien, Kroatien und Serbien haben ein entsprechendes Vorhaben realisiert, das die Navigation der Schiffe über die verschiedenen Grenzen entlang der Donau erleichtert. Wasserstände, Mitteilungen an Skipper, allgemeine Daten über Wasserstraßeninfrastruktur, Navigationskarten, Lagepläne von Liegeplätzen und Kontaktdaten relevanter nationaler Navigationsbehörden sind nun für jeden in einer App abrufbar. Wenn der Fluss dadurch eine „stärkere Rolle für den Transport, ähnlich dem Rhein" gewinne, wie sich das Ivan Mitrović, Abteilungsleiter im kroatischen Unternehmen Plovput, erhofft, dann stärke dies die Wirtschaftskraft der Donauregion.

Hierzu koordinieren Büros der EU-Strategie Treffen zwischen Vertretern der Wirtschaft, Politik und Zivilgesellschaft, so Veneta Popova, Mitarbeiterin in der Abteilung „Programme, Projekte und Öffentlichkeitsarbeit". Zuvor hätten, ihrer Meinung nach, Maßnahmen nationaler Behörden keine positiven Auswirkungen für die gesamte Region gehabt.

Es wird auch versucht, Nicht-EU-Staaten wie Serbien miteinzubeziehen. An Flüssen sei es elementar, so Mitrović, „alle Staaten in die Entwicklung von gemeinsamen Diensten und die Harmonisierung der Qualität von Navigationsdaten" einzubinden. Ansonsten würden sich Probleme entlang des Flusses lediglich ins nächste Land verlagern, statt gelöst zu werden, ergänzt Popova.

Foto: Erich Westendarp

Häfen wie jener im ukrainischen Izmail könnten von der Strategie profitieren, sofern die Zusammenarbeit zu einem verstärkten Handel auf dem Fluss führt.

Foto: Nenad Savi

Ein Frachter transportiert Kohle über die Donau. Verstärkte grenzüberschreitende Kooperation entlang des Flusses könnte den Donauraum wirtschaftlich zusammenschweißen.

Zukunft der Strategie

Jörg Mirtl verweist allerdings auch auf die fehlende Finanzierung: Für einige Vertreter sei es wegen finanzieller Engpässe nicht möglich, an allen Aktivitäten der Strategie teilzunehmen. Die EU stellt für Projekte der Strategie nämlich keine Gelder bereit. Weinberger fordert zudem eine verstärkte Öffentlichkeitsarbeit und Einbeziehung der Zivilgesellschaft sowie eine noch größere Vielfalt der behandelten Themen. Des Weiteren müsse – in Anbetracht der diversen Teilnehmer – der Kooperationsnutzen stärker verdeutlicht werden: „Im Touristikbereich ist es zum Beispiel so, dass sich die einzelnen Akteure als Konkurrenten sehen". Die Kooperation laufe deswegen trotz der Strategie nicht optimal und müsse häufig noch „mit Leben" erfüllt werden.

Dass von der EU-Koordination keine Rechtsvorschriften erlassen werden können, weswegen ihre Weisungen nur Empfehlungscharakter haben, und dass Abkommen kaum sanktionierbar sind, erweist sich als weitere Herausforderung.

Dennoch sei die Strategie „von ihrer Natur aus", wie Weinberger betont, grenzüberschreitende Zusammenarbeit. Draško Milčić und seinesgleichen warten allerdings noch darauf, miteinbezogen zu werden. Solange das nicht der Fall ist, bleibt die EU-Sichtweise für Milčić ein Wunschdenken.

Die „von oben" initiierte und gesteuerte Verbundenheit entlang der Donau kann nur gelingen, wenn der donaunahen Öffentlichkeit veranschaulicht wird, dass Zusammenarbeit ein wichtiger Garant für den Frieden in Europa ist.

Vidin

Foto: Jan Bever

Marusja aus Belogradčik/Bulgarien ist studierte Agraringenieurin und lebt seit 1958 in Vidin/Bulgarien.

„Vor vielen Jahren gab es Schiffe, die hier am Donauufer anlegten. Darauf wurden venezianische Abende organisiert. Wir waren noch jung und feierten auf den Schiffen. Daran erinnere ich mich sehr gerne, wenn ich an meine Jugend denke. Dieses kleine Schiff hier organisiert im Sommer immer noch solche Spazierfahrten. An bestimmten Tagen kann man bei Sonnenuntergang einsteigen und bis zur Mündung des Flusses Timok fahren.“

Ausbildung zum Brückenbauer

von **VESELA DIMITROVA**

Am 1. Januar 2007 empfängt die EU mit Bulgarien und Rumänien zwei neue Staaten in ihren Reihen. An der „Freundschaftsbrücke" zwischen Ruse und Giurgiu bilden sich kilometerlange Warteschlangen. Bulgaren und Rumänen wollen die Grenze demonstrativ überqueren. Alle haben lange auf diesen Moment gewartet – endlich erleichterte Grenzkontrollen, endlich mehr Bewegungsfreiheit... Endlich auch mehr Zusammenarbeit zwischen den beiden Ländern?

Zwischen Bulgarien und Rumänien gibt es vergleichsweise wenig grenzüberschreitende Kooperation. Die Zusammenarbeit, die es gibt, ist hochgradig von EU-Mitteln abhängig. Diese bewegen die Regierungen, NGOs sowie weitere wirtschaftliche und gesellschaftliche Akteure Bulgariens und Rumäniens dazu, sich an gemeinsamen Projekten zu beteiligen. Gleichzeitig sieht es so aus, als ob immer mehr Menschen beiderseits der Donau für eine bessere Zukunft ihrer lokalen Gemeinschaften zusammenarbeiten wollen – darauf verweist eine Studie des Bulgarisch-Rumänischen Interuniversitären Europazentrums (BRIE). Laut der Befragung verhindert der Mangel an Kenntnissen über die politische, wirtschaftliche und rechtliche Sphäre des jeweiligen Nachbarlandes einen intensivierten Kontakt zwischen Bulgaren und Rumänen. Auch die Sprachbarriere erschwert eine Vertiefung der Kooperation. Dagegen kann man etwas tun, ist man am BRIE überzeugt.

Learning to overcome borders

Das BRIE versucht, Zusammenarbeit durch Bildung „von unten" voranzutreiben. Es fasziniert mit seiner Idee „Learning to overcome borders". Gegründet im Jahr 2002 in den Grenzstädten Ruse (Bulgarien) und Giurgiu (Rumänien), verdankt das BRIE seine Existenz einer Initiative der Deutschen Hochschulrektorenkonferenz. Sie bemüht sich als Mitglied der Europäischen Universitätsvereinigung um die Errichtung eines gemeinsamen europäischen Bildungs- und Forschungsraumes und bezieht hierfür Partneruniversitäten aus Mittel- und Südosteuropa ein. Prof. Mimi Kornaževa, Leiterin des BRIE für Bulgarien, erklärt: Der Kontext der BRIE-Gründung ist politisch – das Ende der Jugoslawienkriege. Es handelt sich um die Bemühungen der EU-Staaten und EU-Institutionen, den Betroffenen bei der Überwindung der Kriegstraumata Hilfe zu leisten.

Die nach dem Zerfall Jugoslawiens neu entstandenen, unabhängigen Westbalkanstaaten wollen zwar der EU beitreten, allerdings müssen sie zu diesem Zweck ihre nachbarschaftlichen Konflikte überwinden. Die Idee der Deutschen Hochschulrektorenkonferenz ist folgende: ein Zentrum im südosteuropäischen Raum zu errichten, in dem Studierende aus der ganzen Region zusammengebracht werden, um gemeinsam zu lernen, diese nicht vor dem Hintergrund der Konflikte, sondern aus der Perspektive ihrer Potenziale zu betrachten.

Die BRIE-Studierenden und Dozierenden besuchen das Athenäum Nicolae Bălănescu in Giurgiu zur 60-Jahrfeier der Freundschaftsbrücke.

Foto: BRIE

Warum wurde das Zentrum jedoch genau in Ruse und Giurgiu gegründet und nicht in den ehemaligen jugoslawischen Staaten? „Beide Städte befinden sich in einer politisch stabilen Grenzregion, die mit einer Brücke verbunden ist. Die Angel-Kănčev-Universität in Ruse bildet bereits seit 1993 Studierende im Bachelor-Studiengang ‚Europastudien' aus und in Giurgiu existiert eine Filiale der Bukarester Akademie der Wirtschaftswissenschaften. Somit sind wichtige infrastrukturelle Voraussetzungen erfüllt. Vonseiten der bulgarischen und rumänischen Dozierenden bestand zudem Interesse am Projekt. Wir arbeiteten gemeinsam mit deutschen Kollegen das Konzept des interuniversitären Masterstudiengangs ‚Europastudien' aus. So entstand das BRIE, eine bulgarisch-rumänische Dachorganisation, unter der die Partnerhochschulen – die Angel-Kănčev-Universität, die Akademie der Wirtschaftswissenschaften Bukarest, die Technische Universität Chemnitz, die Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder – in Forschungsprojekten, Weiterbildung und Lehre kooperieren", erläutert Kornaževa.

„Wir wollen diese Brücke in eine Brücke aus Menschen verwandeln"

Das BRIE ist bemüht, seine Studierenden aus der südosteuropäischen Region im Geiste der Zusammenarbeit auszubilden. „Nur durch Kooperation sind Stabilität und Sicherheit in Europa zu gewährleisten. Wir wollen die Brücke zwischen Ruse und Giurgiu in ein Symbol unseres Projekts transformieren", sagt Kornaževa. Diese sogenannte „Freundschaftsbrücke" entstand in den 1950er-Jahren im Kontext des Kalten Krieges und mit finanzieller Unterstützung der Sowjetunion. Die Absicht, die dahinterstehe, ist klar: Im Falle eines Ausbruchs militärischer Auseinandersetzungen zwischen den Blöcken sollte die sowjetische Armee in der Lage sein, in den damals moskautreuen bulgarischen Staat einzumarschieren. Die Leiterin des Zentrums schildert die Vision hinter der Idee: „Wir wollen diese Brücke in ein Wahrzeichen des Friedens und der Kooperation verwandeln, eine ‚Brücke aus Menschen', die sich ständig treffen und im Kontext der EU-Beitrittsperspektive zusammenarbeiten." Am BRIE will man dazu beitragen, dass die Bewohner der südosteuropäischen Region kontraproduktive, in Stereotypen befangene Denkweisen überwinden und die wechselseitigen Beziehungen verbessern.

Eine Hoffnung für die Region

In den zwei aktuell existierenden BRIE-Studiengängen („Europastudien und regionale Integration" sowie Europastudien und öffentliche Verwaltung") werden praktische, regionalspezifisch gefragte Kompetenzen vermittelt. Kenntnisse über öffentliche Verwaltungsstrukturen, das Management von Großprojekten und Fremdsprachen sollen ein erfolgreiches Berufsleben im jeweiligen Herkunftsland ermöglichen. Erwartet wird von den Absolventen, dass sie für die Entwicklung der südosteuropäischen Region und deren europäische Integration arbeiten. Diese aktive Mitgestaltung soll soziale und wirtschaftliche Unterschiede im Vergleich zu anderen europäischen Gebieten verringern.

Eine Namensliste bisheriger Absolventen der BRIE-Studiengänge lässt nachvollziehen, wie diese sich beruflich orientiert haben. Unter ihnen sind Rumänen, Bulgaren, Kosovaren, Albaner, Bosnier, Moldauer und Mazedonier, von denen heute viele in staatlichen Ministerien für Europäische Integration, Außenpolitik, Handel und Industrie sowie Bildungswesen tätig sind. Etliche Absolventen streben eine akademische Laufbahn an, während andere Arbeitsplätze in Banken und privaten Unternehmen suchen. Posten in der kosovarischen Antikorruptionsagentur, der Generalinspektion der rumänischen Polizei oder dem kosovarischen Sicherheitsrat stechen besonders hervor.

Foto: BRIE

Absolventen und Dozierende freuen sich über die produktive gemeinsame Zeit.

Von dieser beruflichen Vielfalt erhofft man sich beim BRIE, dass die Idee der europäischen Integration in die Gesellschaften und die politischen Kreise der einzelnen Staaten getragen wird. Ob die programmatischen Ziele des BRIE in die Praxis umgesetzt werden, ist allerdings sehr schwer messbar. Mit jeweils etwa zehn Studierenden sind die BRIE-Studiengänge relativ klein und der Bedarf an Fachkräften für die öffentliche Verwaltung im südosteuropäischen Raum ist enorm.

Die Studierenden äußern keinen expliziten Wunsch, sich aktiv für die Verbesserung der bulgarisch-rumänischen Beziehungen einzusetzen.

Zwei bulgarische Studierende aus Ruse erzählen von ihren Erfahrungen mit dem Programm und beleuchten die studentische Perspektive. Hinter der Entscheidung für ein Studium am BRIE können verschiedene Gründe stecken. Für manche ihrer bulgarischen Kommilitonen ist das Angebot, Rumänisch zu lernen, entscheidend. Auch zwei rumänische Grenzpolizisten, die in ihrem Job ständig mit den bulgarischen Nachbarn kommunizieren, studieren am BRIE und profitieren vom Bulgarischunterricht sowie von Veranstaltungen, die interkulturelle Kompetenzen vermitteln. Wie die beiden bulgarischen Studierenden berichten, haben sie sich allerdings nicht aus dem Wunsch nach mehr Kontakt zu den rumänischen Nachbarn für einen BRIE-Studiengang entschieden: Dass die Veranstaltungen auf Englisch stattfinden und man ein Semester an einer deutschen Universität studiert, sind ihre Hauptargumente. Bemerkenswerterweise sprechen sie die programmatischen Ziele des BRIE nicht an – diese scheinen für sie nicht im Vordergrund zu stehen. Sie äußern keinen expliziten Wunsch, sich aktiv für die Verbesserung der bulgarisch-rumänischen Beziehungen einzusetzen. Dennoch haben sie eine generell positive, von Stereotypen freie Haltung gegenüber den Nachbarn auf der anderen Seite der Donau. Gefragt, ob sie sich vorstellen könnten, mit Rumänen aus Giurgiu zusammenzuarbeiten, überlegen sie und schließen diese Möglichkeit nicht aus.

Somit fällt es schwer, den Erfolg des BRIE einzuschätzen. Die prinzipiellen Ziele des Projekts scheinen sich in den Aussagen der interviewten Studierenden nicht widerzuspiegeln. Gleichzeitig äußern sie sich jedoch positiv über ihre rumänischen Nachbarn aus der Grenzregion.

Kooperation muss man erst lernen

Offenbar ist der Mehrwert von Projekten wie dem BRIE in der Bereitstellung einer internationalen Atmosphäre für Studierende zu suchen. In einer Region, in der die nationalen Denkweisen über die jeweiligen Nachbarn zu einem großen Teil durch politische und historische Konflikte geprägt werden, sollen alternative, positive Ansichten durch Bildung gefördert werden. Programme, die eine intensive Kontaktaufnahme in Grenzgebieten fördern, bieten die Chance, Vorurteile zu überwinden und eine bessere interkulturelle Verständigung zu schaffen. Falls diese Kontaktbereitschaft zu einem Bestandteil der jeweiligen nationalen Kulturen wird, kann sie Kooperation motivieren und ermöglichen.

Foto: Mattias Blomgren, Wikimedia Commons, lizenziert unter CC BY-SA 3.0

Wird regelmäßig als Kandidat für den Literaturnobelpreis gehandelt: Norman Manea.

Leitthema Leidthema

von CAROLIN CENTNER

Norman Manea ist ein Überlebenskünstler. Mit fünf Jahren wird er mit seinen jüdischen Eltern in ein Lager in Transnistrien deportiert und überlebt. Mit 50 Jahren verlässt er seine kommunistische Heimat unter der Diktatur Nicolae Ceauşescus. Erfolgreich sucht er später Zuflucht in der Literatur. Eine Annäherung an einen großen Literaten, der viel zu erzählen hat – und doch zu manchem lieber schweigt.

Spurensuche in Transnistrien

Er beginnt unseren Austausch mit „My dear" – wie ein Großvater, der den Enkelkindern von seinem Leben erzählt. Wenn Manea schreibt, nimmt er das Leben ungern zu ernst. In seinem Essayband *Über Clowns* zieht er Parallelen zwischen Clowns und Tyrannen und lässt dabei den kommunistischen Diktator Ceauşescu als komische Figur auftreten, die sich in Rumänien wie in einem Zirkus aufführt. Manea vermischt Traum und Wirklichkeit. Er fordert den Leser durch seine asynchrone Erzählweise. Auf die Frage Warum? antwortet er: „Sowohl Erinnerung als auch Traum sind nicht linear und voraussehbar. Albträume und Träume waren immer Teil meines Lebens und sind es immer noch."

Sein persönlicher Albtraum beginnt, als er 1941 im Alter von fünf Jahren mit seinen jüdischen Eltern in ein Arbeitslager in Transnistrien deportiert wird. Dieser Lebensanfang hinterlässt Spuren: „Ich wurde plötzlich aus dem Kokon meiner Familie und ihrer sehr behütenden Liebe herausgerissen und in einen absurden Albtraum gestürzt, der von einem Kind unmöglich zu begreifen war.“ Allein im Oktober 1941 wurden 145.000 Juden nach Transnistrien deportiert. Historiker sprechen von dem „vergessenen Holocaust“. Doch warum wissen wir so wenig darüber, während die Geschichte anderer Konzentrations- und Vernichtungslager gut aufgearbeitet ist? Manea sieht die Schuld bei den Historikern. Es liege an ihrer Oberflächlichkeit, sich mit dieser Tragödie nicht befasst zu haben.

Verschwiegener Holocaust

Laut der Südosteuropa-Historikern Mariana Hausleitner hat die mangelnde Auseinandersetzung mit dem „vergessenen Holocaust“ viele Gründe. Zum einen seien die Archive in Rumänien erst 1990 geöffnet worden, sodass eine Aufarbeitung erst danach möglich wurde. Zum anderen sei auch nach 1990 in Rumänien das Interesse nicht groß gewesen, die Gräueltaten der rumänischen Faschisten im Zweiten Weltkrieg aufzudecken. Ihren Führer Ion Antonescu sehen viele noch immer als antibolschewistischen Kämpfer. Eine Verschwörung kann Hausleitner hierbei nicht erkennen.

Auf seinen Portraits wirkt der inzwischen 81-jährige Manea mit weißem Haar und tiefer Stirnfalte meist nachdenklich und offen gestanden auch ein wenig grimmig. Die Aufgabe, diesen lebenserfahrenen Mann zu interviewen, schien sehr groß; und umso größer war auch die Enttäuschung, als der sonst so wortgewandte Literat nur in kurzen Sätzen lustlos antwortete. Dass dies jedoch kein Einzelfall ist, bestätigt sein Übersetzer Georg Aescht: „Es gab keine Zusammenarbeit, nur Mahnungen und Weisungen seinerseits.“ Es ist nicht das erste Mal, dass Manea schweigt.

Die Deportation nennt Manea in seinem Essay *Wir sind alle im Exil* sein „erstes Exil“ und verwendet den Begriff „Konzentrationslager im ukrainischen Transnistrien“. Doch auch bei minutiöser Recherche wird man in seinen Texten nicht fündig, wo genau sich dieses Konzentrationslager befand. Laut Hausleitner wurde der Großteil der Bukowiner Juden in Ghettos im rumänischen Besatzungsgebiet Transnistrien, zwischen den Flüssen Bug und Dnister, interniert. Lediglich ein kleiner Teil von ihnen wurde über den Bug in ein Konzentrationslager im „Reichskommissariat Ukraine“ gebracht, dem Besatzungsgebiet unter deutscher Verwaltung. Manea zählte sicherlich nicht dazu, was aber keinesfalls das von ihm beschriebene Trauma schmälert, das er bereits als kleiner Junge erleben musste. Warum er die rumänischen Akteure mit dieser geographischen Verschiebung in die ukrainische Einflusszone aus der Verantwortung nimmt, bleibt offen.

„Ich wurde in einen absurden Alptraum gestürzt, der von einem Kind unmöglich zu begreifen war.“

Überhaupt ist seine Kindheit, die er in Transnistrien verbringen musste, nicht gerade sein Lieblingsthema. In seiner Autobiografie *Die Rückkehr des Hooligan* stellt er sein Leben pathetisch gekürzt dar, weil es sich so, wie er selbst sagt, am besten in Filmen, Vorträgen und Wohltätigkeitsveranstaltungen verkaufe. Er lässt sein Leben durch die Aussagen eines Freundes auf die Eckpfeiler seiner Biografie – die Kindheitsepisode in Transnistrien und das Exil – reduzieren: „Wie eine Münze, die in jeden Automaten passt, man wirft sie ein, und heraus kommt das belegte Brötchen oder die Brause oder das Taschentuch zum Tränentrocknen“, wie er es selbst ausdrückt.

Auch hierzu merkt Georg Aescht, der deutsche Übersetzer von *Die Rückkehr des Hooligan*, an dass das Epos, die Substanz des Erzählten, im Hintergrund bleibt. Das *Wie* scheint Manea wichtiger zu sein als konkrete Ortsbezeichnungen oder historische Tatsachen. Im Vordergrund stehen die tiefen Eindrücke und Spuren, die Transnistrien bei ihm hinterlassen hat.

Auf die Frage, ob ihn die Reduzierung seines Lebens auf die Kindheit in Transnistrien störe, antwortet er mit Ironie: „Tatsächlich ist es so, dass ich nun länger lebe als erwartet, und die ersten fünf Jahre, so schlimm sie auch gewesen sein mögen, sind doch nur fünf Jahre!"

Aber warum ist Transnistrien weiterhin Leitthema bei Manea? Ist es der Versuch, die schwierige Vergangenheit zu verarbeiten, oder doch auch eine Verkaufsstrategie?

Erinnerung und Schweigen

Der mit Abstand prominenteste Vertreter der deutsch-jüdischen Dichtung aus der Region, Paul Celan, den Manea seinen Bukowiner Landsmann nennt, wurde ebenfalls deportiert. Seine Eltern wurden im Konzentrationslager ermordet; er musste Zwangsarbeit verrichten. Seine vor genau 60 Jahren erstmals veröffentlichte *Todesfuge*, in der er die nationalsozialistische Judenvernichtung thematisiert, brannte sich tief in die deutschsprachige Lyrik ein. Die Vergangenheit hinterließ bei Celan solche Spuren, dass er 1970 offenbar Suizid beging. Manea sieht das Problem bei Celan in der Einseitigkeit seiner Thematik: „Er war besessen vom Holocaust. Das wurde zum Leitthema seiner Arbeit."

Doch was sind neben Transnistrien weitere Themen in Maneas Erzählungen? Der Durchbruch gelang ihm mit dem Aufsatz *Felix Culpa. Erinnerung und Schweigen bei Mircea Eliade*. Darin legt er die Sympathien des großen rumänischen Religionswissenschaftlers, Philosophen und Schriftstellers Mircea Eliade für die faschistische Eiserne Garde der 1930er-Jahre offen. Dies kam der sozialistischen Intelligenzija, die einen Mythos um Eliade konstruiert hatte, äußerst ungelegen – für Manea wurde es zum Problem.

Heute ist Manea ein international bekannter und gefeierter Autor. Neben zahlreichen Ehrentiteln und Auszeichnungen erhielt er unter anderem 2011 in Deutschland den Nelly-Sachs-Preis und 2016 ehrte ihn sein Heimatland mit dem höchsten Orden, dem „Stern von Rumänien". Er lebt mit seiner Frau in New York und lehrte dort bis 2017 „European Studies and Culture" am renommierten Bard College.

Im Gegensatz zu Celan, der seine Dichtung deutsch verfasst hat, schreibt Manea bis heute vorwiegend rumänisch – trotz seiner gespaltenen Gefühle dem Land gegenüber. Beide jedoch schreiben in ihrer Muttersprache, obwohl diese zur Zeit des Holocaust die „Sprache der Mörder" war. Bis vor einigen Jahren hat er in Rumänien nur seine Freunde und Friedhöfe besucht. Sogar der „Stern von Rumänien" wurde ihm in Deutschland überreicht – laut Manea eine Provokation und fehlende Anerkennung als vollwertiger rumänischer Autor.

Sein Exil in Amerika vergleicht er mit einem Hotel. Er fühlt sich dort wohl, kann essen und schlafen. Aber es ist eben keine Heimat. Er selbst sagt dazu: „Ich fühle mich besser als Verräter eines wilden politischen Systems denn als ein privilegierter Held dieses Systems."

Klare Worte eines Provokateurs, der sein Außenseitertum bis zur Perfektion kultiviert hat. Zur Frage, wieviel Selbstschutz in dieser Haltung steckt, schweigt er weiter.

Grenzerfahrungen

Als kosovarische Staatsbürgerin unterwegs durch Südosteuropa

von **QAMLIJE LOKAJ**

Dass Grenzen in Südosteuropa immer noch ein aktuelles und virulentes Thema sind, musste ich während unserer Exkursion für unser Magazin persönlich erleben. Nach einem zweitägigen Aufenthalt in Kroatien wollten wir weiter nach Bosnien und Herzegowina reisen. Hier wurde mir von den Grenzbeamten die Einreise verweigert, da dies für kosovarische Staatsbürger nur mit Visum möglich sei. Das Land erkennt die Unabhängigkeit Kosovos nicht an, deshalb gibt es seit 2012 diese Visa-Regelung. Laut den Grenzbeamten wende Bosnien die schon länger bestehende Regelung strenger an, seitdem Kosovo als Reaktion darauf vergleichbare Gesetze für bosnische Staatsangehörige einführte. Ich bin in den letzten Jahren oft durch Bosnien und Herzegowina gefahren und habe kein Visum gebraucht. Deswegen war die Einreiseverweigerung für mich nicht nachvollziehbar. Genauso wenig wie der bürokratische Aufwand, zumal die Grenzbeamten über eine Stunde nach dem Formular zur Ablehnung der Einreise suchten. Ich beschloss, in Begleitung eines Kommilitonen nach Belgrad zu fahren und in der serbischen Hauptstadt auf das Eintreffen der restlichen Gruppe zu warten.

Mit etwas turbulenten Gefühlen freute ich mich dennoch auf meinen ersten Aufenthalt in dieser Stadt. Wie sind die Menschen dort und wie werden sie mir als Kosovarin begegnen? Wie präsent ist die Kosovofrage 18 Jahre nach dem Krieg und neun Jahre seit der Unabhängigkeit?

Die Einreise in Serbien verlief problemlos. Da das Land die Unabhängigkeit Kosovos und somit auch meinen Pass nicht anerkennt, bekam ich von den serbischen Grenzbeamten einen Zettel mit der Info, ihn bei der Ausreise erneut vorzuzeigen. Diese Sonderbehandlung war für mich nichts Neues, da ich das Prozedere schließlich jedes Jahr auf meinen Reisen nach Kosovo erlebe.

Nachdem die Gruppe in Belgrad zu uns gestoßen war, verbrachten wir gemeinsam zwei Tage in Belgrad. Die Stadt und die Reaktionen der Menschen überraschten mich positiv. Ich traf nette Leute bei diversen Organisationen, im Friseursalon, bei Taxifahrten und vor allem in Restaurants, in denen es neben leckerem Essen auch gute Musik gab. Die Musikanten spielten extra für mich ein kosovarisches Lied. Ich fing an, mich wohler zu fühlen, und dachte, dass das Thema Kosovo in Serbien nicht so aktuell sei, wie es in der Politik und vor allem von nationalistischen Politikern öfter dargestellt wird. Es schien mir so, als wollten die einfachen Leute mit der Vergangenheit nichts mehr zu tun haben. Die Grenzkomplikationen hatte ich fast schon wieder vergessen.

Als ich Fotos mit den Musikanten auf Facebook postete, bekam ich von mehreren Bekannten und Freunden Kritik dafür. Sie konnten nicht nachvollziehen, wieso ich in Serbien Zeit verbringe und Fotos „von meinem Spaß“ poste. Sie fragten mich, ob ich vergessen hätte, was die Serben während des Krieges im Kosovo angerichtet hätten. Andere dagegen machten mir Mut und sagten mir, dass es besonders für die Wissenschaft wichtig sei, dass junge Akademiker in Serbien forschen, weil es dort viele Archive gebe, in denen wichtige Dokumente und Literatur zu finden seien. Da mir klar wurde, dass das Thema Serbien im-

mer noch ein wunder Punkt für viele ist, vor allem für Freunde, die ihre Liebsten im Krieg verloren haben oder immer noch nichts über ihr Schicksal wissen, entschied ich mich, die Bilder zu löschen.

Bald darauf fuhren wir entlang der Donau weiter in Richtung Rumänien und ich freute mich riesig auf die geplante Bootsfahrt durchs Eiserne Tor. An der serbisch-rumänischen Grenze kam ein Grenzbeamter in den Bus, der unsere Reisepässe verlangte. Als ich ihm meinen kosovarischen Ausweis zeigte, schaute er ihn etwas länger mit einer skeptischen Mimik an. Ich betete innerlich, nicht wieder Probleme zu bekommen, dachte aber, dass es wegen der genehmigten Einreise bei der Ausreise wohl keine Schwierigkeiten geben würde. Nach langen Diskussionen wurde ich erneut an der Weiterreise gehindert, diesmal von den serbischen Behörden – mit der Begründung, ich dürfe Serbien nur an bestimmten Grenzübergängen zu Ungarn und Kroatien verlassen. Als feststand, dass mir die Ausreise aus Gründen, die mir absurd erscheinen, verweigert wurde, konnte ich meine Tränen nicht zurückhalten. Am meisten war ich auf die Politik sauer, die solche absurden Regeln bestimmt. Aber auch auf die Regierung in meinem Land, die es bisher nicht geschafft hat, faire Kompromisse zu finden.

Als wir am Grenzübergang auf den Ablehnungsentscheid der Grenzbeamten warteten, den sie mir schriftlich geben mussten, fiel mein Blick auf den verfilzten Straßenhund, der bettelnd um unsere Beine schlich. Er konnte jederzeit die Grenze überqueren.

Auch dieses Mal blieb ein Kommilitone bei mir. Da die ganze Situation für mich nervenaufreibend gewesen war, wollte ich so schnell wie möglich nach Deutschland zurück, und als wir in Kroatien ankamen, war ich froh wie nie zuvor, mich auf EU-Boden zu befinden.

Die Erlebnisse während dieser Exkursion verdeutlichen mir hautnah, wie schwierig die Beziehungen zwischen den Westbalkanländern noch immer sind und wie ausgegrenzt die im Kosovo lebenden Menschen angesichts der fehlenden Visa-Liberalisierung sind. Mit dem kosovarischen Pass komme selbst ich, obwohl ich eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis für Deutschland besitze, in Europa nicht ohne Weiteres überallhin.

Nach diesen Komplikationen entschied ich mich, die deutsche Staatsangehörigkeit zu beantragen, damit ich keine weiteren Barrieren auf meinem Karriereweg habe. Mittlerweile habe ich die Einbürgerungszusicherung bekommen und in spätestens ein paar Monaten bin ich deutsche Staatsbürgerin. Es macht mich traurig, dass ich indirekt gezwungen bin, diesen Schritt zu gehen.

Foto: Agnes Stelzer

In Südosteuropa erkennen neben Serbien auch Rumänien, Bosnien und Herzegowina sowie Griechenland die Unabhängigkeit der Republik Kosovo nicht an.

Foto: Agnes Stelzer

Der Grenzübergang verweigert den Grenzübergang.

Impressum

Herausgeber
Heiner Grunert und Florian Kührer-Wielach
für den Elitestudiengang Osteuropastudien der
Ludwig-Maximilians-Universität München
und der Universität Regensburg

Redaktion
Jan Bever, Carolin Centner, Laura Christoph, Vesela Dimitrova, Sofia Dreisbach, Simon Franzen, Kristina Großehabig, Qamlije Lokaj, Amadeus Neumann, Raphael Rüschendorf, Tilman Schächtele, Lena Seglitz-Baierl, Agnes Stelzer, Stiven Tripunovski, Mareike zum Felde

Kontakt
Elitestudiengang Osteuropastudien
Ludwig-Maximilians-Universität München
Historisches Seminar
Geschichte Ost- und Südosteuropas
Geschwister-Scholl-Platz 1
D-80539 München
Telefon: +49 (0) 89 2180-5479
Fax: +49 (0) 89 2180-5656
E-Mail: osteuropastudien@lrz.uni-muenchen.de

Umschlaggestaltung, Layout und Satz
Armen Vanetsyan, Berlin
www.cargocollective.com/avd

Titelbild
Emile Ducke, Hannover

Korrektorat
Edith Konradt, Geretsried

Wir danken
Georg Aescht, Vesna Cvijetinović, Amalia Dumbravă, Gerd Eberhardt, Familie Friedsmann, Ivo Goldstein, Elisabeth Gruber, Mariana Hausleitner, Gabriela Herpell, Andreas Knoth, Mimi Kornaževa, Julia Lechler, Norman Manea, Irina Marić, Draško Milčić, Vjeran Nadovski, Eva Parvanova, Heiko Schmidt, Carolin Schuhler, Omer Selimović, Christian Weinberger

Druck und Vertrieb
Verlag Friedrich Pustet, Regensburg
Gutenbergstraße 8
D-93051 Regensburg
Tel. +49 (0) 941 92022-0
Fax +49 (0) 941 92022-330
E-Mail: verlag@pustet.de
www.verlag-pustet.de

Preis des Einzelheftes
8,- € zuzüglich Porto- und Versandkosten

ISBN
978-3-7917-2940-4

Printed in Germany 2017

> >
Jan Bever überquerte während seines Studiums in Passau, Tartu und München täglich Flüsse, um zur Vorlesung zu gelangen. Zu schätzen weiß er die Brücken erst jetzt.

> >
Florian Kührer-Wielach staunt noch immer über die Vielfalt und den kulturellen Reichtum der Region, hält Nachtzüge aber eher für eine Notlösung.

> >
Lena Seglitz-Baierl war im Zuge ihrer Recherchen zwar nicht in der Piraner Bucht fischen, aber ist die 46 km lange slowenische Riviera mit dem Schiff abgefahren.

> >
Agnes Stelzer ist von der Geschwindigkeit der Köchinnen beeindruckt. Sie musste aufpassen, dass die Gerichte nicht schon fertig zubereitet waren, bevor es überhaupt losging.

> >
Carolin Centner ging mit sehr viel Ehrfurcht an das Interview mit Manea heran – und kam aufgrund knapper Antworten mit einem Portrait aus der Geschichte heraus.

> >
Mareike zum Felde und ***Kristina Großehabig*** sind an den begradigten, industriegrauen Flussläufen von Unterweser und Oberrhein aufgewachsen und fanden die mäandernde, türkisblaue Drina hinreißend.

Flüsse verbinden, Flüsse trennen, Flüsse überdauern Epochen. Soča, Donau, Save, Dnister und Drina bahnen sich ihre Wege durch die Länder Südosteuropas. 15 Studierende des Elitestudiengangs Osteuropastudien der Ludwig-Maximilians-Universität München und der Universität Regensburg haben sich auf die Suche nach Grenzen im Fluss gemacht – und sie auf Karten und in Köpfen gefunden.

„Dem einen fließt die Drina rechts, und links fließt sie dem andern
Soll sie doch talwärts fließen, in zwei Hälften schneiden diese Welt
Ich kenn ein geheimes Mittel, Liebste: eine Brücke findet sich, wo ich stehen bleibe
Auch wenn schwarze Pferde mich ziehen
Gibt's für mich nicht eine Seite, solang du auf der andern bist."

Strophe aus dem Lied *Sevdalinka* von Đorđe Balašević,
aus dem Serbischen von Heiner Grunert

ISBN 978-3-7917-2940-4
9 783791 729404